

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXXVIII. Jahrgang.

IV.

1900.

Bachmann Adolf: Geschichte Böhmens. I. Band (bis 1400). Gotha. Fr. A. Perthes. 1899. S. 911. (Geschichte der europäischen Staaten, herausg. von Heeren und Ufert, Lief. LIX. Abth. 2.)

Wenn ein Volk eine gewisse Stufe cultureller Entwicklung erreicht hat, so beginnt es sich um seine geschichtliche Vergangenheit zu interessiren, daher ist die Geschichtschreibung gewöhnlich die erste wissenschaftliche Bethätigung der Völker. Wir finden dies bei den Griechen und Römern, auch orientalische Völker bilden keine Ausnahme, bei allen Culturvölkern des Mittelalters läßt sich dies nachweisen. Und in Böhmen war dies auch nicht anders. Sobald sich daselbst das einheitliche Herzogthum der Přemysliden gebildet hat, in seinen schweren Kämpfen gegen die ihm feindlichen Stammesfürsten des Landes erstarkt war und die inneren Kämpfe der Mitglieder der Herzogsfamilie nachgelassen haben, da beginnt der Domherr Cosmas, der Vater der böhmischen Geschichte, mit seinen Anzeichnungen. An ihn reihen sich dann andere verschiedenwerthige Annalisten und Chronisten an, deren Ueberlieferung wir die Kenntniß über die Thätigkeit unserer Vorfahren in diesem Lande verdanken. Wollten wir diesen Maßstab, daß mit der Höhe der culturellen Entwicklung das Interesse für die geschichtliche Vergangenheit wachse, auch auf unsere Zeit in Böhmen anwenden, so würde das Ergebnis, soweit es sich um das deutsche Volk dieses Landes handelt, die Bestätigung dieses Satzes aussprechen. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, in der sich die Deutschen an der Geschichtschreibung und Geschichtsforschung in Böhmen wenig theiligten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis etwa zur Berufung Hößlers auf die Lehrkanzel der Geschichte der Prager Universität ist von deutscher Seite nichts Hervorragendes auf diesem Gebiete wissenschaftlicher Bethätigung geschaffen worden. Diesen Zeitraum charakterisirt überhaupt eine ganz unverantwortliche Lässigkeit, ein *dolce far niente* im wahrsten Sinne des Wortes, da die Deutschen als *beati possidentes*, denn die deutsche Sprache galt damals ausschließlich als Amtssprache und selbst als Umgangssprache in allen tschechischen Fami-

lien, die auf einen höheren Grad der Bildung Anspruch erhoben, sich förmlich in die Wahnidee einlebten, es könne in Böhmen eine andere Gestaltung der Dinge nie Platz greifen. Erst die Vorgänge des Jahres 1848 haben ihnen plötzlich die Augen geöffnet, als von den Tschechen die nationale Frage in den Vordergrund gestellt wurde, die sie schon lange sorgfältig vorbereitet, aber bisher vorzubringen noch nicht gewagt hatten. Die sogenannten „Erwecker“ der tschechischen Nation haben schon seit Abschluß des XVIII. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, Geschichtschreibung und Alterthumskunde langsam, aber stets zielbewußt alle Ergebnisse in einer den Tschechen günstigen Form zu kleiden verstanden, ohne daß von deutscher Seite dagegen eine entschiedene Verwahrung oder Widerlegung erfolgt wäre. Man denke an die Auffindung der verschiedenartigen Handschriften, die Fälschungen in den Silberhandschriften u. a. Man lese die in deutscher Sprache geschriebenen Abhandlungen, z. B. die des Erasmus Vocel über Kunstgeschichte, so sieht man, wie sie alle stets bemüht waren, die Bedeutung des deutschen Volkes für Böhmen abzuschwächen, die Beziehungen und Einflüsse des deutschen Volkes auf dieses Land zu leugnen und auf Grund künstlich gebaueter Annahmen, wo möglich durch die Anehnung an den slavischen Osten, zu ersetzen. Bedeutende Männer, wie Palacký, Tomek u. a. m., haben ihre groß angelegten Werke „Geschichte von Böhmen“ und „Geschichte der Stadt Prag“ geschaffen, die, weil sonst keine andere, der wissenschaftlichen Höhe der Zeit entsprechende Bearbeitung dieses Stoffes da war, überall Eingang und allgemeine Verbreitung und Anerkennung fanden. Während man sich deutscherseits nur mit gelegentlichen Protesten gegen die Tendenz und einige Anschauungen in Palacký „Geschichte von Böhmen“ z. B. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung begnügte, haben diese einen Kreis von Schülern herangezogen, denen allerdings Deutsche nicht angehörten. Darin nun besteht das große Verdienst Höflers, daß er nach seiner Berufung in Prag durch seine geistvolle Art des Vortrages und durch seine fachmännischen Anregungen die Jugend zu begeistern verstand, tüchtige Forscher heranbildete, welche sowie er an ihrer Spitze gegen die national tschechische Darstellungsweise in der Geschichte auftraten. Es wurde zur Begründung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen geschritten, in den Mittheilungen desselben ein Organ geschaffen, das die Anschauungen dieser Männer auch in die weiteren Schichten des Volkes tragen sollte. Namentlich Ortsgeschichte wurde gepflegt, weil man auf diesem Gebiete am besten darlegen kann, was deutscher Geist und deutsche Bildung in Böhmen geschaffen haben. Dr. Ludwig Schlesinger wurde beauftragt, eine Geschichte Böhmens für das deutsche Volk zu schreiben, die sich solcher Beliebtheit erfreute, daß bald nach deren Erscheinen eine zweite Auflage nothwendig wurde, die schon lange vollständig vergriffen ist. In Vorbereitung der 3. Auflage hat den Verfasser der Tod ereilt. Sieht man endlich von der Geschichte Böhmens in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ ab, weil diese nur für das Volk berechnet, in einzelnen Partien von Männern der verschiedenartigsten Anschauung abgefaßt, kein einheitliches Ganzes bietet, so blieb es Adolf Bachmann vorbehalten, eine „Geschichte Böhmens“ vom akademisch geschulten Standpunkte eines Universitätsprofessors aus zu schreiben. Diese bisher so schwer empfundene Lücke hat er ausgefüllt und damit gewiß eine Lieblingsidee Höflers, dessen Schüler er ist, der wahrscheinlich auch in ihm diese Idee angeregt hat, verwirklicht.

Das vorliegende Werk soll eine Geschichte der staatslich-politischen und kulturellen Entwicklung Böhmens mit gleichmäßiger Rücksichtnahme auf beide das Land

bewohnende Völkerrstämme, keine Geschichte der Deutschen oder der Tschechen Böhmens sein: was beide Bemerkenswerthes hier erlebt und geleistet haben, was sie heute erstreben und sind, wird Gegenstand der Darstellung bleiben. Mit diesen Worten präcisirt Bachmann in der Vorrede seinen Standpunkt und nimmt dadurch gleichzeitig entschieden Stellung gegen Franz Palacky in seinen *Dějiny národa českého* („Geschichte des tschechischen Volkes“), welche eben in 5. ganz unveränderter Auflage erscheinen, daher abgesehen von der darin waltenden Grundanschauung in vielen Punkten durch die moderne Forschung weit überholt, in einzelnen Partien ganz veraltet sind. Da der Verfasser unter dem Banner der Objectivität an die Abfassung seines Buches geschritten ist, so wurde er schon dadurch den Anforderungen des deutschen Volkes in Böhmen gerecht, denn man kann in einer solchen Sammlung, wie sie Ufert und Heeren begründet haben, nicht eine Geschichte des deutschen Volkes in Böhmen verlangen, wohl aber eine solche Geschichte von Böhmen, in welcher den Deutschen die Berücksichtigung gegeben wird, die sie verdienen, welche die Verdienste und die Bedeutung des deutschen Volkes in Böhmen anerkennt und würdigt, welche sich dieses seit uralten Zeiten um die staatliche und culturelle Bedeutung dieses Landes erworben hat. In richtigem Tactgeföhle wird jede offen ausgesprochene Polemik gegen Palacky oder andere Schriftsteller gemieden, nur in den Fußnoten in solchen Fällen, wo es für den Leser nothwendig ist, die Sachlage näher kennen zu lernen, wird einfach auf die gegnerische Meinung hingewiesen. Als langjähriger Lehrer der österreichischen Geschichte an der Prager Hochschule, der neben den Studien auf dem Gebiete der Reichsgeschichte insbesondere die Geschichte Böhmens seit Beginn der akademischen Laufbahn mit Vorliebe pflegte und in größeren Studien, die sich auf die verschiedensten Epochen derselben beziehen, fruchtbar bebaute, beherrscht er die ganze Literatur derart, daß es ganz erstannlich ist, welche Fülle von Hilfsmitteln und Hilfsquellen er für dieses Werk ausbeutete. Hier sei auch ausdrücklich betont, daß ihm die Kenntniß der tschechischen Sprache sehr zu statten kam, weil ein großer Theil der neuesten historischen Forschungen in ihr niedergelegt ist; ja es gewinnt bei der immer zunehmenden Ausbreitung der tschechischen Literatur sogar den Anschein, daß man in gewissen Partien der böhmischen Geschichte ohne Kenntniß des slavischen Idioms wird nur mit größter Schwierigkeit arbeiten können. So liegt denn endlich eine Geschichte von Böhmen in unseren Händen, welche den Anforderungen der modernen Geschichtsschreibung entspricht.

Die Werthschätzung dieses Buches wird dem kundigen Leser nicht schwer fallen. Er vergleiche einzelne Partien bei Bachmann mit solchen in anderen Geschichtswerken, um den Unterschied selbst zu beurtheilen. Ich würde für diesen Zweck z. B. die älteste Zeit in Böhmen vorschlagen, die celtische und markomannische Periode bis zur slavischen Wanderung. Er lese darüber nach, was bei Palacky, bei Dubik, Geschichte Mährens, u. a. steht, und wenn er der tschechischen Sprache mächtig ist, so ziehe er auch die Ausführungen von L. Pič, Bojové, Markomani a Česi in den *Památky archeologické* u. a. heran. Dann wird er aber auch beurtheilen, warum Bachmann bei der Vorgeschichte Böhmens bis etwa 900 so lange verweilt und ihr 118 Seiten widmet, während man beim ersten Anblicke leicht sich zu der Meinung hinneigen kann, daß da des Guten zu viel geschehen sei, weil diese Zeit meist viel kürzer behandelt zu werden pflegt. Solche Wahrnehmungen kann man auch in anderen Partien des Buches genug machen und der kritische Leser wird auch sofort finden, daß dies in der guten Berechnung geschehen, um solchen Ansichten entgegen zu treten, welche sich nicht auf

einem aus allen zu Gebote stehenden Quellen abgeleiteten Urtheile aufbauen oder mitunter absichtlich in einseitiger Weise dargestellt werden. Solche Bestrebungen zurückzuweisen ist das aner kennenswerthe Bemühen des Verfassers. Der unkundige Leser, der gewohnt ist, auf Treue und Glauben hinzunehmen, was der Geschichtschreiber sagt, findet in den Literaturangaben den sichersten Beweis für den Fleiß des Verfassers, in der schlichten, knappen Darstellungsweise dessen redlichstes Bestreben, ein rein wissenschaftliches Werk auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so daß bei der übersichtlichen Anordnung des Stoffes selbst das Nachschlagen für gewisse Fragen dem Laien nicht schwer wird.

Es wird schwer halten, die Geschichte Böhmens in zwei Bänden abzufassen. Ist der erste Theil, der bis 1400 reicht, schon ein so stattlicher Band von nahezu 1000 Seiten geworden, so dürfte bei gleicher Behandlung der Verhältnisse im zweiten Theile mit dieser Seitenzahl kaum ein Auskommen zu finden sein. Handlicher wäre die Benützung jedenfalls, wenn die Bände nicht so dickleibig wären. Und die Verlags handlung hätte bei Böhmen keinen so engherzigen Standpunkt einnehmen müssen, auf zwei Bänden zu bestehen, nachdem z. B. für Baiern bis 1597, für Dänemark bis 1559 je vier Bände gewährt wurden. Für den Verfasser ergibt sich daraus auch eine große Schwierigkeit namentlich für die Behandlung cultureller Fragen und Verhältnisse, da er oft genöthigt wird, eine sorgfältige Auswahl zu treffen, Proben statt der reichen Fülle des Materiales zu bieten. Der vorliegende Band schließt mit der Absetzung König Wenzels am 20. August 1400 durch die rheinischen Kurfürsten zu Oberlahnstein, wornach am 21. August Ruprecht von der Pfalz zu Rheinfels gewählt wurde, ein Ereigniß von großer Tragweite für Böhmen, da hiemit der Versuch Karls IV., die Vereinigung dieser Königswürde mit der deutschen Königsmacht und dem römischen Kaiserthum durchzuführen, endgiltig gescheitert ist, doch gelangen die wirthschaftlichen und geistigen Zustände in Böhmen unter Karl IV. und Wenzel, wie auch die Besprechung über den königlichen Hof und die Verfassungsverhältnisse Böhmens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erst im zweiten Bande zur Behandlung. Der Band zerfällt in vier naturgemäß gewählte Abschnitte: I. Buch, Die Vorgeschichte. Böhmen bis zur Aufrichtung des Stammesherzogthums (etwa 900); II. Buch, Böhmen unter den Herzögen (ca. 900—1198); III. Buch, Das böhmische Großkönigreich der Přemysliden (1198—1306); IV. Buch, Böhmen unter Königen aus verschiedenen Häusern (bis 1400); und zwar ist die Anordnung im allgemeinen so getroffen, daß nach der Darlegung der äußeren und inneren politischen Verhältnisse des Landes eigene Capitel sich mit der geistigen und materiellen Entwicklung beschäftigen. Zum Schlusse sind 5 Excurse beigegeben: 1. Böhmen und Deutschland im 9. Jahrhundert; 2. Die Fridericeiana am 26. September 1212; 3. Böhmen und das Reich 1276—1305; 4. Die Pfandfeste König Johanns für Böhmen und Mähren 1310, 1311; 5. Die Constituirung der böhmischen Erbmonarchie durch Karl IV.

Es kann nun meine Aufgabe nicht sein — so verlockend es auch ist — in streng kritischer und rein sachlicher Form auf alle die Einzelheiten und die Fülle von neuen Ansichten und Anregungen einzugehen, deren es in diesem Buche eine so stattliche Zahl gibt, weil der für die Anzeige in diesen Blättern zur Verfügung stehende Raum weit überschritten würde. Daß bei einem so groß angelegten Werke, selbst dann, wenn man die Frucht jahrelanger Arbeit vor sich hat, über gewisse Punkte wird eine Discussion eingeleitet werden können, daß in einzelnen Fällen neben den daselbst niedergelegten Anschauungen auch andere werden bestehen können, daß insbesondere bei

den Verhältnissen, wie sie in Böhmen liegen, wo neben den übrigen Sonderanschauungen, die man in einsprachigen Ländern findet, noch das nationale Moment hinzutritt, ein deutscher Geschichtschreiber der Landesgeschichte auf die denkbar größten Schwierigkeiten stößt, ist eine von uns allen gefühlte Thatsache. Und Bachmann hat seine Aufgabe, soweit ich nach der Lectüre des Buches urtheilen kann, in guter und zweckentsprechender Weise gelöst. Selbst die Gegner anerkennen das Verdienst Bachmanns, wenigleich sie gewisse, ihnen nicht zusagende Ergebnisse seiner Forschung angreifen, wie ich mich erinnere ¹⁾, in der Besprechung einer mährischen Zeitschrift gelesen zu haben. Von den Wegen, die Bachmann bei der Abfassung seiner Geschichte gewählt hat, war derjenige der Objectivität einzig und allein wissenschaftlich und berechtigt, er führte zu Ergebnissen, die, wenn sie auch der Zustimmung gewisser Kreise sich nicht erfreuen werden, doch der Wahrheit am nächsten liegen und gerade das deutsche Volk hat Grund, dafür dankbar zu sein, da über dasselbe in der bisher am meisten gelesenen Geschichte Böhmens leider nur zu subjectiv abgesprochen wurde. Darum bleibt uns zum Schlusse nur noch der Wunsch übrig, daß der zweite Band um so rascher nachfolge, da von 1526 an eine deutsch geschriebene umfassende Geschichte Böhmens in der neueren Zeit überhaupt nicht besteht. Wir freuen uns dann, bis das ganze Werk als ein abgeschlossenes Ganzes in unseren Händen ist, bei der Besprechung desselben in die einzelnen Partien des Näheren eingehen zu können.

Dr. Ad. Horáčka.

Die Geschichte der Ungarn. Von Dr. Eugen Csuda, Chorcherr des Prämonstratensterstiftes von Esorna und Universitätsdocent. Zweite vermehrte Auflage übersetzt von Dr. M. Darvai. Zwei Bände. Berlin 1899. Verlag von Ad. Bodenbourg.

Bisher ist die ungarische Geschichte bei uns vom Standpunkte der Wiener Regierung aus geschrieben worden. Seit das neue Staatswesen jenseit der Leitha sich consolidirt hat, schreiben sie die Geschichte nach eigenen Heften, nicht bloß die ungarische, sondern auch die der Gesamtmonarchie, mit dem Bestreben zugleich das Ausland in diesem Sinne zu unterrichten. Daher denn das hier vorliegende Werk in Berlin erschienen ist, dessen Historiker über das innere Gefüge des Habsburger Reiches nicht besonders gut informiert zu sein pflegen, also der Beeinflussung zugänglich erscheinen.

1) Trotz sorgfältiger Correctur sind zahlreiche Druckfehler stehen geblieben, z. B. S. 27 den Teutonern statt den Teutonen, das. Note 2 Teutonen statt Cimbern, S. 51 Beziehungen statt Bezeichnungen, S. 59 fehlt der Standort für Note 3 u. a. m. Die Hausorthographie, welche zur Verwendung kommt, ist für uns Oesterreicher sehr ungewohnt z. B. Haustier (S. 14.), Bratenteile (19), dezimiert (23), demütigen (35), Verrat (36), Gesamtheit u. j. w. Wegen der Gleichartigkeit mit den früheren Bänden hält die Verlagshandlung an der vorliegenden Form fest; sonst hätte wohl eine passendere und modernere Ausstattung, was Druck und Form anbelangt, gewählt werden können.

Innerhalb unserer Monarchie sind wir über die ungarische Auffassung unterrichtet durch das „Kronprinzenwerk“, in dem Julius Panzer in vortrefflicher Weise „das Zeitalter der Könige aus dem Hause Habsburg“ bis 1825, daran anschließend M. Jókai die Neuzeit (ausschließlich des Revolutionskrieges) geschrieben hat. Es ist vor allem die Geschichte der „historischen Nation“ des Landes, während die „österreichische“ Auffassung auch die anderen Nationen und namentlich die Kulturbestrebungen der Wiener Regierung mit einbezogen hatte, was wieder die „Ungarn“ zu ignoriren beliebte. Wer sich wirklich über den Gang der Dinge unterrichten will, muß gegenwärtig beiden Richtungen Rechnung tragen.

Sehen wir uns das Buch Csudays daraufhin näher an. Die ältere Periode von Ungarns Geschichte schließt mit dem Szathmärer Frieden (1711) unter Kaiser Karl VI. ab; Cs. beginnt mit diesem Ereignisse einen Abschnitt, den er überschreibt: „Ausöhnung der Nation mit der Dynastie. Bestreben der Dynastie zur Umgestaltung Ungarns.“ Denn auch das meinen patriotische Magyaren, daß seit jener Zeit ihre Unabhängigkeit ein Ende genommen habe. In Folge der vielen Kriege sei die ungarische Nation an Zahl sehr heruntergekommen gewesen. „Ein kleiner Bruchtheil, der gemeine Adel, bildete die eigentliche Nation. Der Hochadel war in Sprache und Sitten dem Volk entfremdet, die Hörigen verwahrlost, die Bürgerschaft in den Städten meist fremder Zunge; die Gerichte bedienten sich der lateinischen Sprache.“ (Panzer.)

Man weiß, daß hier die Colonisations- und Kulturbestrebungen der Habsburgischen Herrscher, zugleich deutscher Kaiser, anknüpften, wie unter Karl VI. das wüste Temeser Banat mit jenen „Schwaben“ besiedelt wurde, die heute noch das wirthschaftliche Uebergewicht deutschen Bauernfleißes in jenen Gegenden Ungarns zur Geltung bringen. Damals (um 1720) war es auch, daß die Vorfahren unseres Historikers Anton Vinde ly („Vindele“) bei Nagy-Karoly eine neue Heimat fanden.

Da kam das Jahr 1740, das Aussterben des Mannesstammes der Habsburger. „Seit zwei Jahrhunderten war es wieder zum erstenmal, daß der König von Ungarn nicht auch zugleich römischer Kaiser oder präsumptiver Erbe dieser ersten Krone der Welt war. Die Stände waren nicht geneigt, die Stellung, welche sie wenigstens stillschweigend den Würdenträgern des römischen Reiches eingeräumt hatten, auch den obersten Beamten der österreichischen Erblande zu gewähren.“ (Panzer). Vielmehr planten die Stände zur Sicherung der gesetzlichen Unabhängigkeit des Landes hinsichtlich seiner inneren Administration eine Art von ungarischem Ministerium, da der bisherige „Statthaltereirath“ zu sehr österreichischen Einwirkungen unterlegen gewesen wäre. Bestrebungen, denen dann allerdings Maria Theresia eine andere Wendung gab, indem sie den hohen Adel an den Wiener Hof zog, eine adelige ungarische Leibgarde creirte und viele nützliche Reformen aus eigener Machtvollkommenheit ins Werk setzte. Aber während z. B. die neu erworbenen polnischen Landschaften sofort nach „deutschem Modus“ organisiert wurden, behauptete Ungarn seine Sonderstellung, seine eigene „Canzlei“. Joseph II. konnte dagegen nicht aufkommen. Auf dem Krönungsreichstag von 1790—1791 wurde neuerdings festgelegt: Ungarn sei seiner eigenen Verfassung gemäß und nicht nach Brauch der Erblande zu regiren. Trotzdem suchte auch Leopold II. nur Zeit zu gewinnen. Die Staatsmänner seines Sohnes Franz, Thugut und Metternich, hegten dasselbe Bestreben: „Den althergebrachten Wunsch der Habsburger unser Vaterland den Erbländern einzuverleiben“ seiner Verwirklichung entgegenzuführen.

Wieder trat ein Hemmniss ein, indem nämlich der Erbe Franzens den Anlaß gab, wo die Opposition einsetzen konnte. Die Feststellung der Thronfolge wurde durch die Rücksicht, die der Hof auf Ungarn nahm, wesentlich beeinflusst, zumal durch die Julirevolution und den polnischen Aufstand, der in Ungarn begeisterten Beifall fand, 1830 die Zuversicht der Regierenden erschüttert war.

Indem der „Reichstag“ von 1830 der Krönung Ferdinands zustimmte, brachte er seine Gravamina in Bezug auf den Gebrauch der ungarischen Sprache vor, worüber diejenigen, die den Verlauf dieses Sprachenkampfes verfolgen wollen, bei Studay die nöthigen Aufschlüsse finden können. Natürlich hat es sich auch hiebei um politische Justamentpolitik gehandelt (die Steuerfreiheit des Adels war das andere Palladium, um das gekämpft wurde), vor der die schwache und unter sich uneinige Wiener Regierung Schritt vor Schritt zurückwich. Dasselbe Spiel wiederholte sich in Siebenbürgen. Nicht die Stärke der Bewegungspartei, der gegenüber man ja die Gegenbestrebungen, überdies die ungarischen Nebenlande: Kroatien, Siebenbürgen, die Militärgrenze organisiren und ins Feld führen konnte (wie das im Revolutionsjahr 1848 auf 1849 thatsächlich geschah), sondern die Schwäche und Ziellosigkeit der Regierung gab den Ausschlag.

Hinsichtlich der ungarischen Sprache brachte das Unterhaus im J. 1830 folgende Wünsche zum Ausdruck: 1. Nach dem Schlusse des Reichstages soll die Verwaltungssprache der Gerichte, der Kammer und des Statthaltereirathes (statt der lateinischen) die ungarische sein und nach 6 Jahren jeder Regimentscommandant in Ungarn ungarisch correspondiren. 2. In gewissen Processen soll das Urtheil schon jetzt ungarisch gesprochen, nach 6 Jahren keiner ohne genügende Kenntniß der ungarischen Sprache zur Advocatenprüfung zugelassen, nach 12 Jahren aber jeder Proceß in dieser Sprache geführt werden. 3. Die Gesetze werden ungarisch und lateinisch herausgegeben. 4. Oeffentliche Aemter sollen nur ungarisch sprechende Individuen erlangen können. 5. Die ungarische Sprache werde schon in der ersten Classe gelehrt. 6. Ein Verein möge gegründet werden, der für ungarische Bücher zu sorgen hat. 7. Im besten Theater sollen überwiegend ungarische Vorstellungen veranstaltet werden. 8. In Ungarn geprägte Münzen versehe man mit ungarischer Aufschrift.

Woraus man ersieht, was damals noch nicht war, und was seitdem einerseits in Erfüllung ging, andererseits als Zugeständniß des Deak'schen „Ausgleiches“ zu betrachten ist.

Da der Verf., ohne nach rechts oder links zu sehen, nur seinen ungarischen Standpunkt wahren läßt, so möchten wir ihn aufmerksam machen, daß in den ersten Decennien des Jahrhundert's sich auf ungarischem Boden Ereignisse abspielten, die auch auf Böhmen zurückwirkten. Da war Paul Sasařik aus Oberungarn, von slovakischen Eltern evangelischer Confection abstammend, geb. 1795, gebildet im evangelischen Lyceum zu Raesmark am Fuße der Tatra (1810—1814), später in Jena (1815 bis 1817), zwei Jahre als Erzieher in Preßburg, 1819 Professor und Director am neuerrichteten serbischen Gymnasium zu Neusatz bis zum J. 1825, in dem er als Evangelischer das Directorat abgeben mußte, worauf die Anstalt in Verfall gerieth; doch blieb er in Neusatz bis 1833, worauf sich in Prag ein neuer Wirkungskreis für ihn eröffnete. Da war der 3 Jahre jüngere Franz Palacky, gleichfalls ein Lutheraner, zwar aus Mähren gebürtig, aber gebildet an der evangelischen Lateinschule zu Trentschin (1809—1812) und am evangelischen Lyceum zu Preßburg (1812—1818), an letzterem Orte auch durch mehrere Jahre (1817—1823) als Erzieher thätig, wo er (nach den

interessanten Mittheilungen von J. Pekař zu schließen) für das Gepräge seiner Individualität die entscheidenden Eindrücke empfing, von slowakischer, von magyarischer, von deutscher Seite her (da seine Preßburger Freunde, außer Safarik z. B. Kollar, zum Theil in Jena studirt hatten. Palacky besang seine Gönnerinnen damals in deutscher Sprache). Gelegentlich kamen Safarik, Kollar, Palacky in Pest zusammen. Wir lernen aus den „Briefen von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslawen“, die V. Jagic neuerdings (1899, Berlin) herausgab, auch noch andere Männer kennen, den Erzbischof von Karlowitz Stefan Stratimirovitch, ferner den Erlauer Erzbischof Ladislaus Pyrker, der als deutscher Dichter bekannt ist. Im J. 1831 nimmt (a. a. O. S. 776) G. C. Romy in einem Schreiben aus Gran an den Erzbischof von Karlowitz den Erzbischof Pyrker gegen hämische Angriffe, daß er deutsch und nicht ungarisch dichte, in Schutz. Ebenso den ungarischen Dichter Kazinczy, daß er Pyrkers „Verlen der Vorzeit“ ins ungarische übersezt habe (was ihm von den Magyaromanen zum Vorwurf gemacht wurde).

Ferner lasen wir neulich in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ 43 (1899) S. 107 einen Brief, den Wilhelm Grimm im Februar 1814 an Friedrich Schlegel (damals in Wien) richtete, mit Bezug auf ein zu Galocza im Besitze des Domcapitels befindliches Manuscript, deutsche Dichtungen des Mittelalters darunter auch den „Armen Heinrich“ des Hartmann enthaltend. Man wandte sich deswegen an Herrn Kovachich in Pest.

Also gab es dazumal in Ungarn, wenn auch aus der lateinischen Hülle erst nach und nach hervortretend, neben dem „ungarischen“ doch auch ein deutsches und ein slawisches geistiges Leben, was sich erst im Laufe des Jahrhunderts mannigfach verschoben hat. Dazu kamen zahlreiche segensreich wirkende gesamtstaatliche Institutionen, wie z. B. die von Maria Theresia begründete Bergakademie in Schemnitz, die mit der zu Pribram in Böhmen wiederholt sowohl Directoren wie Lehrkräfte tauschte und dadurch zu einer Anstalt von europäischer Bedeutung gedieh, während sie jetzt unter dem Einfluß der specifisch magyarischen Cultur ebenso verödet ist, wie die im J. 1818 durch Herzog Albrecht von Sachsen-Teitschen, den Adoptivvater des Erzherzogs Karl, errichtete einst berühmte landwirthschaftliche Hochschule zu Ungarisch-Altenburg.

Von all diesen Dingen ist bei Cs. nicht oder wenig die Rede; sie werden wie unberechtigte Bestrebungen angesehen, die nur der Reaction dienen.

Wir kommen zur Regierung König Ferdinand „des Fünften“ — als Kaiser (meint der Vf. etwas undeutlich) „des Vierten“, von Oesterreich „des Ersten“. Durch die verschiedene Numerirung wollte die ungarische Bewegungspartei, die sich dafür einsezte, die Selbständigkeit des Landes gegenüber den Erblanden demonstrieren — und die Regierung gab nach; wodurch jene unter Franz erfolgte Erhebung zum Kaiserthum „Oesterreich“ in staatsrechtlicher Beziehung von noch mehr Unklarheit umgeben wurde. Der König selbst, so charakterisirt ihn Cs., war von grenzenloser Güte, aber wegen schwacher Begabung zum Herrscher ungeeignet. Erzherzog Ludwig sei zu den Regierungsgeschäften weder erzogen gewesen noch habe er dazu Lust verspürt. Den Grafen Kolowrat habe der den magyarischen Forderungen unfreundlich gesinnte Fürst Metternich in den Hintergrund gedrängt. Der ungarische Kanzler Fidel Pálffy, den die Regierung der Opposition entgegenstellte, verstand nicht in der ungarischen Sprache sich auszudrücken, die 1839 als die officiële proclamirt wurde. Die Kroaten durften im ungarischen Landtage auch fernerhin in lateinischer Sprache

Reden halten, die aber weiter nicht berücksichtigt werden sollten. Bereits begann Kossuth seine publicistische und agitatorische Thätigkeit, wodurch er den Grafen Széchenyi, der für Reform, nicht für Revolution war, überflügelte. Es machte die Bewegungspartei auch im Hause der Magnaten Fortschritte, nennigleich die Majorität noch „conservativ“ gesinnt war. Die Namen Franz Deák im Unterhause, wo er die Opposition führte, der Grafen Georg Apponyi und Anton Szécsen im Oberhause als Verfechter der conservativen Ideen treten hervor. Der Palatin Erzherzog Joseph drängte die Regierung etwas zu thun, auch Metternich erkannte (1843) die Nothwendigkeit, wenn auch in anderem Sinne, als der Palatin, aber es geschah nichts. Es fehlte eben die monarchische Spitze, ohne die ein Zusammenwirken aller Kräfte nicht zu erzielen war. Vielmehr verzettelten sich diese: Erzherzog Joseph wünschte, daß die Regierung constitutionell vorgehe und auf die öffentliche Meinung Einfluß gewinne. Erzherzog Albrecht, der größte Grundbesitzer im Wieselburger Comitat (Ungarisch-Altenburg), verhalf dort 1847 dem Grafen Széchenyi, der im heimischen Oedenburger Comitate durchgefallen war, zu einem Mandate im Reichstag, wo Deák und Kossuth nunmehr vereint für ein „unabhängiges, verantwortliches Ministerium“ eintraten. Erzherzog Stefan, bisher in Prag, wurde nach dem Tode seines Vaters, des Erzherzogs Joseph, nach Ungarn entsendet, wo er alsbald zum Palatin gewählt und von der Opposition umworben wurde, auch der „Camarilla“ in Wien gehörig seine Meinung sagte, dann aber, was ihm die Kossuthianer noch heutigen Tages nicht verzeihen können, sich zurückzog.

Es kam der Umsturz des Regierungssystems, der Revolutionskrieg, die Reaction, die Bach'schen Organisationen, Erzherzog Albrecht als Gouverneur, 1859, der Fall des absolutistischen Systems und damit neue Kathlosigkeit in den regierenden Kreisen, die parlamentarischen Unterhandlungen, 1866 und die radicale Umgestaltung der Machtverhältnisse in der Monarchie, wie sie seit einem Menschenalter vor unseren Augen sich vollzieht. Auch diese Zeiten werden vom Vf. seiner Tendenz entsprechend vorgeführt, nicht ohne daß er gelegentlich gute Aufschlüsse darbietet, so über den österreichisch gesinnten ungarischen Grafen Gyulay, der 1859 die in Italien operirende Arme befehligte, über Deák's staatsmännische Conceptionen, über Andrássy's Staatsleitung in Ungarn und sein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; Dinge, über die sich von der ungarischen Auffassung zu unterrichten auch für unsere Parlamentarier nicht ohne Belang ist.

Wir halten es nicht für nöthig, auch auf die Behandlung der Geschichte des Mittelalters im 1. Bande einzugehen, weil Prof. Loserth, ein den Lesern dieser „Mittheilungen“ kompetenter Gewährsmann, sofort nach dem Erscheinen des Werkes in der „Zeitschrift für die österr. Gymnasien“ (1899) darüber eine erschöpfende Kritik veröffentlicht hat. Ebenso liegen für diese Zeit, wo es sich noch nicht um die Kenntniß magyarisirter geschriebener Actenstücke handelt, genügend tüchtige Arbeiten ungarischer Forscher vor; man kann sich namentlich aus Huber's (nenerdings ins Ungarische überseht) „Oesterreichischer Geschichte“ informiren, von der der Vf. keinen Gebrauch gemacht hat. Hr. Szuday verkennt auch in der Darstellung des Mittelalters die Bedeutung der deutschen Cultur für das ungarische Staatswesen (während er von den byzantinischen und unter den Anjou von den italienischen Einflüssen ausführlich spricht), indem er dem Glauben zuneigt, als ob die Geschichte sich wie eine logische Folge verfassungsgemäßer Discussionen entwickle, während doch dem faulen und störrigen Adel gegenüber die Einführung freier Bauern und die Beför-

derung des Städtewesens die ausschlaggebende und rühmenswerthe That des ungarischen Königthums war. Gerade das Capitel über die Colonisation Ungarns im Mittelalter ist in dieser „Geschichte der Ungarn“ ungenügend dargestellt.

Im Uebrigen scheint mir das Studium der neueren Geschichte Ungarns für die „Diesseitigen“ deshalb empfehlenswerth, weil viele öffentliche Institutionen „jenseits“ sich in ganz anderer Weise wie bei uns entwickelt haben, z. B. das Schulwesen, das nicht einem Centralschulgesetz nach cisleithanischer Art unterworfen, sondern den Confessionen überantwortet ist, was bei der lebhaften Theilnahme der Laien im Vereine mit ihrer Geistlichkeit erspriessliche Wirkung macht und zugleich dort, wo wie in Siebenbürgen Nationalität und Confession zusammenfällt, den Nationalitäten zu Gute kommt. Selbst die Wahl der Beamten und Richter hört man an manchen Orten, wo man weit von der Corruption der Hauptstadt lebt, loben; während von anderer Seite gelegentlich die Vorzüge der Verwaltung in der Bach'schen Periode hervorgehoben werden, denen gegenüber man sich wieder in „avitiische“ Zustände zurückgesetzt findet. Die Stellung des Adels, des Clerus zur Nation und zu den Nationalitäten, die constitutionelle Beschränktheit der Krone verdienen ebenso Erwähnung und Erwägung, wie die Kritik, welche die Vorkämpfer der ungarischen Verfassung an der Politik der diesseitigen Verfassungsmänner geübt haben, Dinge, auf die Hr. G. vielfach selber nicht aufmerksam geworden ist, da er die Schenkklappen seiner Nationalität trägt. Wir zweifeln nicht, daß diese zweibändige ungarische Geschichte trotz mancher Mängel buchhändlerisch ihren Weg machen wird, da ein Bedürfniß danach von mehr wie einer Seite vorlag. Aber die Werke von Huber, Arneth, Kroneš, H. J. Bidermann, Adam Wolf, Reißberg, Helfert wird man im gegebenen Falle immer wieder zur Correctur heranziehen müssen. Einiges dürfte man sich auch beim ersten Anblick berichtigen, so die Angabe, als ob die Ungarn der Maria Theresia im J. 1741 mit 80.000 Mann beigeprungen wären, „obwohl die Habsburger zu ihrem Aufschwung seit 250 Jahren nichts beigetragen hatten“ — der angegebenen Zahl gegenüber und über die militärischen Ergebnisse des Preßburger Landtages von 1741 überhaupt verweisen wir auf D. Webers Besprechung der einschlägigen Publication des k. und k. Kriegsarchivs (Lit. Beil. der „Mitth.“ XXXVIII. S. 7 ff.). Ferner werden die geringfügigen finanziellen Leistungen der Ungarn für die Gesamtmonarchie, von denen der preussische Gesandte in Wien, Wilhelm von Humboldt 1810—1815, als von einem wesentlichen Grunde der Schwäche Oesterreichs an seine Regierung berichtet, mit Stillschweigen übergangen. Es ist auch sonderbar, wenn in dem Werke immer vom ungarischen „Reichstag“ die Rede ist, da er doch auch officiell nur als „Landtag“ bezeichnet wurde; oder wenn proleptisch der Name „Budapest“ schon für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gebraucht wird. Die Benützung ausländischer Werke durch den Vf. ist nicht unterblieben, aber weder folgerichtig noch genügend durchgeführt. Der erste Band ist mit dem Bildnisse Arpads geschmückt, welches diesen Urhelden zu Pferd und sauber adjustirt auch mit nicht sehr ural-altaiischen Gesichtszügen darstellt, so daß man nur an seiner finnischen Zählweise und dem türkischen Temperament seine Abstammung zu erkennen vermöchte. Dem zweiten Band ist das Bildniß Franz Josephs I. von demselben Künstler (Gustav Morelli) beigegeben, während Vorrede und „Prospectus“ verkünden, daß die Uebersetzung des Sfindar'schen Werkes in die deutsche Sprache durch das 50jährige Regierungsjubiläum Sr. Majestät veranlaßt wurde.

Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Herausgegeben von Dr. Rudolf Wolkau. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 8. Band). Prag. J. G. Calve 1898. VIII u. 412 S. 8. M. 3.

Der den Lesern unserer Mittheilungen wohlbekannte, auf dem Gebiete unserer heimathlichen Literaturgeschichte unermüßlich thätige Forscher Wolkau bietet uns in dem vorliegenden Bande einen werthvollen Auschnitt aus der historischen und politischen Volkslyrik des 17. Jahrhunderts. Nach einer fast zehnjährigen eifrigen Sammelarbeit an allen größeren Bibliotheken Deutschlands, Böhmens, Hollands und Belgiens hat Wolkau 202 Lieder (nebenbei auch Gesprächstücke und Prosa=Satiren) auf den Winterkönig (Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz) aus den Jahren 1608—1632 nach gleichzeitigem Drucke (einige auch nach Handschriften) in deutscher, lateinischer, niederländischer, französischer und tschechischer Sprache zusammengebracht und mit der Angabe des Titels, der Anfangsverse und des Fundortes in einer chronologischen Bibliographie am Schlusse des Buches verzeichnet.')

Dieser langen Liste wäre jetzt noch hinzuzufügen:

In Friderici Palatini Septemviri electionem Bohemicam timidioris cuiusdam iudicium sed tamen non aspernendum d. dat. Octobr. anno 1619.

Hactenus a curis vacuus vixisti et in alta

Rexisti populos prosperitate tuos.

In 12 Distichen. Am Schluß: J. Brande R. B. fecit paulo ante obitum, und:

Clag Lied des armen elenden betrübten Verlassenen und verjagten Jundher Frits neuen Königs in Böhmen. Ueber die Melody Lutheri: Ach Gott von Himmel sich darin. Im Jahr 1620:

Ach Gott von Himmel sich darein

Und laß dich das erbarmen.

13 siebenzeilige Strophen am Schluß:

Finis heißt ein End,

Dichter ist ein schelm genendt,

Er wird noch vor sein end verbrandt.

(Es ist eine gekürzte Variante zu Nr. 34 in Wolkans Ausgabe. Ein neues Beispiel für das „Zersingen“ der politischen Lieder vgl. Einleitung S. VI.)

Beide Lieder sind jetzt abgedruckt von F. W. Roth in den Mittheilungen des historischen Vereines der Pfalz 22 S. 73—76 nach einer Sammelhandschrift im Privatbesitz.

Aus den ihm vorliegenden reichen Material hat W. nach sorgfältiger Sichtung 63 deutsche Lieder zu u Abdruck ausgewählt. Bestimmend für die Auswahl war der Wunsch, alle Parteien und Richtungen zu Worte kommen zu lassen, die historisch und literarisch bemerkenswertheiten Beispiele und im Allgemeinen möglichst viel unbekannte Stücke zu bieten. Einzelne Lieder Nr. 11, 18, 36, 55, 57, 59 (50, 60) sind zum ersten Male nach der Handschrift mitgetheilt.

1) Festzustellen ist hierbei, daß nur die Stadtbibliothek Ulm jede Antwort verweigert hat.

In der Einleitung gibt W. eine knappe hübsche Charakteristik der Lieder. Unmittelbare Bedeutung für die Feststellung historischer Thatfachen haben die politischen Volksdichtungen des 17. Jahrhunderts kaum, weil die poetische Kraft des Volkes bei ihnen zu wirksam ist. Wie bei der Entwicklung geschichtlicher Sagen, so werden auch bei den geschichtlichen Liedern oft die Thatfachen willkürlich zusammengebrängt, Zusammengehöriges auseinandergerissen, voneinander unabhängige Ereignisse in einen inneren Zusammenhang gebracht. Sie haben aber einen umso größeren culturgeschichtlichen Werth, weil sie (auch wie die Sagen) zeigen, was das Volk geglaubt, gefühlt und gewünscht hat, weil sie die Zeitereignisse im Spiegel der Volksmeinung und nach der Anschauung großer politischer Parteien geben. Die Lieder auf den Winterkönig insbesonders zeigen ausgesprochen den Parteistandpunkt und lassen einen freieren Blick vermissen. Nirgends wird die Lage Deutschlands im Allgemeinen erwogen, das Augenmerk bleibt an den Einzelthatfachen haften, die Person des Winterkönigs, der mit Vorliebe redend eingeführt wird, steht im Mittelpunkt des Interesses. Die Lieder gegen ihn gehen fast ganz auf in persönlicher Satire.

Kennzeichnend ist ferner das Vorherrschende der Parodie, der Spielereien mit Räthseln, Akrostichen und Chronogrammen, der Allegorie (namentlich bei den illustrierten Liedern). Viele Stücke zeigen äußerlich ganz den Charakter von Volksliedern. Sie werden nach bekannten Volksliedmelodien des 16. Jahrhunderts gesungen, beginnen mit Anfangsversen beliebter Volkslieder und deuten am Schluß nur ganz allgemein den Staud des ungenannten Verfassers an. Sie werden „zersungen“, wie echte Volkslieder, gekürzt, umgeändert je nach dem Geschmak der Sänger oder mit neuen Strophen versehen. Daneben gibt es freilich ebenso zahlreiche unvolksthümliche, nicht für das Singen bestimmte Sprüche, die auch den vollen Namen ihrer gelehrten Verfasser nennen und die nur durch gedruckte Flugblätter weiter verbreitet wurden.

Für die herrschende Stimmung bezeichnend ist es ferner, daß die Lieder für den Winterkönig fast alle in Böhmen entstanden und gedruckt sind, während von den Liedern gegen ihn nur das „Jaghörnlein“ (Nr. 53) und der „Pragerische Hofsack“ (Nr. 20) auf Prager Druckereien zurückgehen. Alle übrigen stammen aus Deutschland, namentlich aus Bayern, ferner aus Holland und Oesterreich. Aus diesem Umstand, namentlich aus der großen Zahl der niederländischen Lieder gegen den Winterkönig zieht W. den sehr glaubwürdigen Schluß, daß ein großer Theil dieser Spottlieder nicht spontan entstanden, sondern durch die kaiserliche Partei angeregt worden sei. Es waren also officiöse Dichtungen, die zu zahlreich und auch in ihrer Tendenz zu unpopulär waren, als daß ein Verleger damit ein Geschäft hätte machen können, wenn er nicht gewissermaßen aus dem Dispositionsfond der Regierung unterstützt worden wäre.

Die Lieder auf den Winterkönig erschienen zumeist in Folioformat mit einem Kupferstich geschmückt. Der Stich ist oft die Hauptsache, indem der Text nur eine Erläuterung zur allegorischen Darstellung gibt und ohne diese kaum verständlich wäre. Die Bilder, die zur Erhöhung der satirischen Wirkung dienten und auch für die des Lesens unkundige Menge berechnet waren, sind culturhistorisch von größtem Interesse. Es ist darum sehr erfreulich, daß die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft etc. die Kosten nicht gescheut hat, außer einem alten Portrait des Winterkönigs auch sieben charakteristische Bilder in Lichtdruck (die Bellmann mit bekannter Meisterschaft hergestellt hat) der Ausgabe beizugeben. Den zu Nr. 37 „Der Pfälzisch Patient“ gehörigen Stich (ein kranker Löwe, von Affen bedient; vor ihm der Fuchs als Arzt) hat W. jetzt in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2 S. 460 veröffentlicht.

Lesen wir die Sammlung selbst durch, so finden wir eine große Mannigfaltigkeit, die verschiedensten Stimmungen, literarischen Formen, Einkleidungen, Strophensformen und Versarten, Lieder im reinsten Volkston (wie z. B. Nr. 48), neben gelehrten Sprüchen mit lateinischen Reimen (Nr. 42) und steifen Gesprächen.

Die ältesten Lieder aus Böhmen begrüßen den neugewählten König auf's Freudigste und mit den besten Hoffnungen. Das Volk jubelt ihm zu, der Himmel wird angefleht, seinen Waffen Sieg zu verleihen und ihm dann eine lange friedliche Regierung zu gönnen. Man wünscht ihm Vergrößerung seiner Macht, ja die römische Kaiserkrone. Neben den Lobliedern auf den König (Nr. 7 ist eines der schönsten und zuversichtlichsten) ertönen Spottlieder gegen den Papst und die Jesuiten, die nun nichts mehr im Lande zu sagen hätten. Sobald sich die Anzeichen der Gefahr zu mehren beginnen, werden der König und seine Leute ermahnt, mit Muth und Bedacht dem Feinde zu begegnen, für die Freiheit und den Glauben zu kämpfen. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620), die der Herrschaft des Winterkönigs ein jähes Ende bereitet hat, ertönen viele Lieder über diese Schlacht. Natürlich nur aus den Reihen der Sieger. Meist sind diese Lieder frisch, humorvoll und übermüthig gehalten. Friedrich wird verhöhnt, daß er in dieser Schlacht den Hosensbandorden verloren habe (was bekanntlich wirklich geschehen ist), womit werde er sich nun die Strümpfe binden? Der „Rehraus“ wird ihm gesungen und das bekannte Heinrich Jsaas'sche Volkslied mit den nöthigen Aenderungen in den Mund gelegt: „O prag ich muess dich lassen, Ich fahr dahin mein Straßen“ (S. 97). Einz. lne Episoden vom Tage der Schlacht werden humorvoll ausgeführt. So besonders wirksam Nr. 20 „Der Pragerisch Hoseloch“, der in der Hradschiner Hofküche mit den schon übersfertigen Speisen vergebens auf das Erscheinen des Königs und seiner Leute wartet. Die bittere Lage, in die der Winterkönig nach seiner Flucht gerathen ist, wird von den Gegnern weiblich zu bittern Anwürfen und Verhöhnungen ausgenützt. Es wird ihm vorgeworfen, daß er mit den reichen Gütern, die ihm das Geschick beschieden habe, nicht zufrieden gewesen sei und seiner hochmüthigen Frau zu Liebe nach fremden Ländern gestrebt habe. Uebermuth komme vor dem Fall. Dieses Thema wird dann mannigfaltig variirt, so mit besonders scharfer Hervorhebung der Gegensätze in Nr. 26 „Des gewesten Pfalzgrafen Glück und Unglück“. Seine „Königliche Hoffhaltung“ wird mit beißender Satire auf einzelne Persönlichkeiten und politische Factoren seiner Partei beschrieben (Nr. 29, 30). Selbstanklagen werden ihm in den Mund gelegt (Nr. 32), Schuldbekennnisse in parodistischer Nachahmung des Beichtgebetes (Nr. 33), oder Luthers Psalmlied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“ (Nr. 35). Friedrich wird als Pilgram geschildert, wie er flüchtig und geächtet durch Deutschland wandert, bald da, bald dort um Hilfe und Aufnahme fleht, aber überall zurückgewiesen wird. Sein armseliges Leben in der Verborgtheit und Verbannung ist der Gegenstand mehrerer Lieder. In Nr. 37 wird er mit Anspielungen auf die Thiersage als kranker Löwe behandelt. In Nr. 41 unterreden sich der Hofnarr und der Pfarrer über die trostlosen Verhältnisse ihres Herrn. Kurz und wirksam wird in Nr. 43 „Des Adlers und Löwen Kampf“ als Allegorie der Kämpfe zwischen Ferdinand und Friedrich dargestellt. In Nr. 46 wird der Winterkönig witzig als König des Winters mit seinen Obersten Kälte, Nebel, Reif und Schnee, und mit seinen Haurtleuten October bis Februar verspottet. Doch auch im Unglück wird Friedrich von seinen Freunden nicht vergessen. Sie versassen Lieder als Antwort auf die vielen Pasquille, zu seiner Ehrenrettung (Nr. 49—51). Friedrich tritt selbst als Sprecher auf. Er ist ergeben in Gottes Fügungen. Er

vertraut auf ihn, will nicht ganz verzagen und sein Glück von Neuem versuchen. Vielleicht werde auch ihm wieder das Glück blühen. Dann folgen politische Parodien auf den Katechismus (Nr. 54), auf Gebete, Vater unser (Nr. 55–58), Ave Maria (Nr. 59), Bohemicum puer natus (Nr. 60). Den Beschluß macht der von Nr. 20 her bekannte Prager Hofstod (Nr. 63), der nach 11 Jahren wiederkehrt, die Verhältnisse aber nicht zum Besten verändert findet. Im Euphorion 6, 418 trägt Wolsan nach, daß die Strophen 17–26 des Liedes Nr. 13 den Strophen 6–15 des bekannten Liedes Wilhelm von Nassauen (= Ambraßer Lieederbuch Nr. 146) entsprechen.

Dem Abdruck der Lieder folgen die schon erwähnte reichhaltige Bibliographie, sachliche Anmerkungen und ein Glossar (beide sehr knapp gehalten) und ein Verzeichniß der Liederanfänge.

Die von Prof. August Sauer redigirte deutsch-böhmische Bibliothek ist durch die vorliegende Ausgabe um einen werthvollen Band bereichert worden. An.

Ladenbauer Willibald, Phil. Dr.: Diöcese Budweis (Königreich Böhmen). Wien. Commissions-Verlag bei Mayer u. Comp. 1899. S. 335.

Die vorliegende Publication bildet den IX. Band des großangelegten Werkes „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich“, welches im Auftrage der Leo-Gesellschaft unter der Aufsicht des Prof. Dr. Franz W. Schindler erscheint. Zweck des Werkes ist ein auf genauen Erhebungen beruhendes Gesamtbild des socialen Wirkens der katholischen Kirche in Oesterreich zu veröffentlichen. Die Bearbeitung der einzelnen Bände erfolgt nach Diöcesen, und dem Professor des Budweiser Gymnasiums W. Ladenbauer, S. O. Cist., fiel die Aufgabe zu, die Budweiser Diöcese zu bearbeiten. Der Verfasser hatte bei Abfassung seines Buches mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als man für den ersten Augenblick glauben könnte, und hatte eine schwierigere Arbeit zu leisten, als dies bei vielen anderen Bänden dieses Werkes der Fall sein wird, denn schon darin liegt eine große Schwierigkeit, daß bei den 424 Pfarrämtern dieses Bisthums das handschriftliche Materiale zum größeren Theil in tschechischer Sprache vorliegt, und daß das Bisthum selbst, als eines der jüngsten unserer Monarchie (1784), kein Consistorialarchiv besitzt, welches die gewünschten Aufschlüsse für die ältere Zeit geben kann. Nur für das letzte Jahrhundert bietet es reichliches Quellenmateriale, wogegen es sehr mühsam war, für die ältere Zeit die nothwendigen Daten aus den verschiedensten Archiven zusammenzutragen. Dieser mühsamen Arbeit unterzog sich Ladenbauer mit anerkennenswerthem Eifer und Fleiße bei seiner großen Begeisterung für die Leistungen der katholischen Kirche in Böhmen und hat nach mehrjährigem Studium dieses Werk zum Abschlusse gebracht, in welchem er als deutscher Ordensmann mit vollster Objectivität, was wir an dieser Stelle nicht genug hervorheben können, dem Plane des Gesamtwerkes gemäß alles verzeichnete, was innerhalb des Diöcesangebietes zur socialen Erziehung, Leitung, Heilung und Rettung Einzelner wie ganzer Classen und Schichten im Interesse des gesammten gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Wohles der Menschheit, sei es durch die berufsmäßigen Organe der Kirche, also durch den geistlichen Stand im weitesten Sinne des Wortes selbst, oder zwar unmittelbar durch die Initiative der Gläubigen,

jedoch unter offenkundigem Einflusse der katholischen Ueberzeugung, beziehungsweise durch die mitbestimmende Thätigkeit der kirchlichen Organe, veranstaltet und ausgeführt erscheint. Nach einer kurzen Einleitung (S. 1—7), in welcher die Stellung des Christenthums zur socialen Frage erörtert wird, gliedert der Verfasser sein Buch in 4 Hauptabschnitte: 1. Das sociale Wirken der Kirche auf dem eigentlichen geistlichen Gebiete (Seelsorge, fromme Stiftungen, Gnadenorte, Bruderschaften, Missionen, Orden, Congregationen u. s. w.), S. 8—163. 2. Wirksamkeit der Kirche auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, S. 164—249. In dieser Abtheilung ist von besonderem Interesse das 6. Capitel über Kunst, Literatur und Wissenschaft, S. 229 ff., in welchem eine Reihe neuer, sehr interessanter Angaben geboten werden. 3. Sociales Wirken der Kirche auf dem Gebiete der leiblichen Barmherzigkeit, S. 250—303. 4. Wirken der Kirche auf dem eigentlichen socialen und wirtschaftlichen Gebiete, S. 304—324. Die Quellen flossen während der Arbeit in so reichlicher Fülle, daß sie in ihrer Gesamtheit gar nicht verarbeitet werden konnten, um den Umfang des Buches nicht zu sehr anwachsen zu lassen; es dürfte sich aus dem noch nicht verwendeten Materiale noch manche nicht uninteressante Arbeit auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen Forschung in Böhmen ergeben. Aus der Lecture gewinnt man die Ueberzeugung, daß die Kirche sich um die Cultivirung insbesondere Südböhmens große, unleugbar gewaltige Verdienste auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung erworben hat, daß sie beinahe ausschließlich in der älteren Zeit des Mittelalters daselbst die Trägerin der Cultur gewesen und daß mit ihr auch deutsches Wesen, deutsche Sitte und deutsche Sprache in den Gegenden des Grenzwalbes Eingang gefunden und sich eine feste Stätte gegründet haben, die selbst dem schwersten Sturm nationaler Wogen zur Zeit der Husiten u. s. w. siegreich Widerstand geleistet hat. Insbesondere die Cistercienserklöster Hohenfurt und Goldeuftron verdienen in dieser Beziehung an erster Stelle genannt zu werden. Und gerade durch die geschichtlichen Angaben, die der Verfasser bei allen Orten auf Grund der eingehendsten Studien nach sorgfältiger Prüfung ausführt, verpflichtet er sich jeden Historiker zu besonderem Danke, so daß Forscher, die sich in Zukunft mit den kirchlichen Verhältnissen Böhmens befassen, dieses Nachschlagewerk werden nicht unberücksichtigt lassen können.

Dr. Ad. Horčíka.

Tobolka J. V. Dr.: Hilaria Litoměřického traktát k Janovi z Rozenberka. Prag 1898. Historický archiv Č. Akademie etc. Nr. 13.

Die Frage, wie man die schriftlichen Denkmäler der älteren tschechischen Literatur nach einem fest geregelten System im Druck herausgeben sollte, ist bis heute in Böhmen und Mähren ungelöst geblieben. Ja sogar die Grundbegriffe der Edition sind noch nicht klar gelegt worden. Man vertauscht fast ganz regelmäßig den terminus technicus „paläographische Abschrift“ mit dem „der diplomatischen oder druckfertigen Abschrift“, wo sicher nur von jener und nicht von dieser die Rede sein kann, und umgekehrt. Diese Verwirrung wird einerseits durch den in dieser Hinsicht nicht ganz präzisen Aufsatz Eulers¹⁾ und durch die einander ausschließenden Auffätze Gebauers²⁾ noch weiter geführt und noch weiter ausgedehnet. Im Allgemeinen haben

1) Časopis Českého Musca 1877. S. 610—625.

2) Filologické Listy II. S. 167—180, V. 183—217, VII. 122—125.

die Historiker die Regel des „Výbor“ aufrechtgehalten, wodurch sie allerdings den Beifall der neueren Philologen nicht fanden und mit Recht auch nicht finden konnten. Die Philologen dagegen liebten es, ihre Ausgaben nach einem regellosen System in paläographischer — sie sagen „diplomatischer“ — Abschrift zu besorgen. Ein Mittelweg, ein neues System zu schaffen, das nicht nur den Historikern, sondern auch den Philologen entsprechen könnte, wurde bis heute nicht gefunden. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn die tschechischen gelehrten Gesellschaften im Einverständniß mit den tschechischen Historikern und Philologen die endgiltig geltenden Principien der Edition der älteren Denkmäler der tschechischen Sprache feststellen wollten.

Eine „schöne“ Frucht dieser Zustände und ein classisches Beispiel, wie eine Edition nicht aussehen soll, liefert Tobolkas Ausgabe des Hilarius.

Wie fehlerhaft die literarisch-biographische Einleitung sei, hat L. Kalina gezeigt.¹⁾ — „Wir haben die Arbeit unternommen,“ schreibt Tob. S. 12 „und geben jene Handschrift ohne Transcription, so wie es im Original steht „heraus“. Wir haben da also ausdrücklich mit einer paläographischen Abschrift zu thun; also ein Princip, ein System, das trotz allen seinen Mängeln doch in gewissem Fall seine Berechtigung haben kann. Hat vielleicht der Herausgeber selbst die Schwäche dieses Systems geahnt, als er gleich zuzugab: „Wir haben nur in unserer Ausgabe jene Worte getrennt, die im Original zusammengeschrieben worden sind, die Interpunction gemacht und mit eingeklammerten Nummern in Texte die Seiten der Handschrift und mit verticalen Strichen die Zeilenschlüsse gekennzeichnet?“

Paläographische Abschrift mit moderner Interpunction, das sind die Hauptprincipien dieser Ausgabe.

Die Beschreibung des Hf. ist äußerst oberflächlich. Es wird angegeben, daß das eine Papierhandschrift in 4° ist, ihre Größe aber (21'5 cm H × 15'5 cm L) wurde schon nicht mehr berücksichtigt. Die Hf. hat 48 und nicht 46 Blätter, wie Tob. angibt (es sind 4 Segterni [4 × 12 = 48]); die moderne Paginirung ist unrichtig, da sie erst mit Fol. 2 und nicht mit Fol. 1 anfängt. Auf Fol. 2, wo der Text beginnt, ist eine Initiale U; nähere Beschreibung fehlt auch hier, und es ist, glaube ich, gerade nicht ohne Interesse zu wissen, daß diese Hf., die Johann v. Rosenberg gewidmet wurde, auch in der Initiale die rosenbergische rothe Rose mit goldenem Fruchthoden trägt. Die ornamentale Ausschmückung der Initiale ist in rother und grüner Farbe ausgeführt. — Wie viele Hände an der Hf. theilhaftig sind, hat Tob. auch nicht gesagt. Die ganze Hf. sammt den Rubriken ist von einer Hand geschrieben, nur die Marginalien²⁾ sind von drei anderen Händen saec. XV—XVI nachgetragen. Ob die erste Hand die des Hilarius gewesen, sollte doch der Herausgeber feststellen und sich nicht mit der Vermuthung Palacius allein begnügen. Um den Einband und spätere Ein-

1) Český Časopis Historický V. S. 311—321. Kalina — nebenbei bemerkt — gehört auch zu jener Gruppe die mit dem scharfen Unterscheiden der paläographischen und druckfertigen Abschrift nicht gerade am besten Fuß stehen. Cf. l. c. S. 320.

2) Die Marginalien hat Tob. überhaupt nicht berücksichtigt. Ich will nur paar Beispiele anführen: Fol. 3 a oben „Přisaha Jirikova“; Fol. 3 b „Přisaha Jirika odvolaného skonává se“; Fol. 4 a unten „Přisaha Johanky“; Fol. 12 b in der Mitte „hereticus“; Fol. 29 a „Augustin super Genesim“; Fol. 37 b „3 Regum XII“; Fol. 38 a „Matthaeus VII“; Fol. 38 b „Secunda Petri primo capitulo“; Fol. 39 a oben „II a ad Corinthios VI.“; Fol. 39 a unten

und Nachtragungen an den Vorsteckblättern hat sich Tob. auch nicht gekümmert. An den inneren Seiten des Einbandes und an der ersten Seite der Hl. sind sicher nicht weniger als fünf Hände zu constatiren. Daß Fol. 1 a „Liber auctore P. Hilario, decano Pragensi, conscriptus contra Georgium Podiebradium a papa excommunicatum habet capitula IX.“ saec. XVII oder XVIII steht, hat Tob. entweder überhaupt nicht gesehen oder wenigstens nicht bemerkt; auch von der lateinischen Inhaltsangabe saec. XVII Fol. 1 b weiß Tob. nichts.

Jedes System, das für eine wissenschaftliche Edition gewählt wird, muß auch consequent durchgeführt werden. Das kann man aber bei Tob. nicht sagen; er selbst leugnet sein System. Gleich der Anfang des Tractats beweist das; dieser Anfang ist auch sehr interessant für die paläographische Art der Ausgabe. Ich will diese Stelle hier folgen lassen.

Original:

VRozenemu Panu panu Ja|nowi
z Rozmberka, Kniez | hilarius diekan
kořtela praz|řkeho, Modlitbu řwu wier|
nu A tiechto kniezek obyet | na pa-
miet wiecznu Aby | porozumieno by-
lo otkazde|ho wierneho krzeřtiana, a |
zwlafftie ot Slawne koru|ny Zemie
Czeřke Procz pa|nij krzeřtianřřtij Mieřta,
Ryl|tierzřtwo genz řgu podpořřluffenřřtwim,
Otcze Swateho, A netoliko tij, ale |
wřřickni Czechowe Biskupowe, Prela-
towe, Knie|zata, Pani, Rytierzřtwo,
Zemane, Mieřta, Sedlaczi, | y wřřickni
k korunie prziřluffegicze, Gyz negřu
po|winowati, anij Zawazani nizadnym
řlibem prziřřahu człowieczentřtwim, ani
yakymzkoli poddanim | apowinnořti,
Girzikowi Z podiebrad niekdy krali |
Czeřkemu, A aby vnieli geho chytrych
wymluW | řie wyřřtrietczi, a řwych
duřřij podle nieho neza|woditij.

Tobolskas Ausgabe:

VRozenemu panu, panu Ja|nowi
z Rozmberka, Kniez / Hilarius diekan
kořtela praz|řkeho modlitbu řwu wier/
nu a tiechto kniezek obyet / na pa-
miet wiecznu, Aby / porozumieno bylo
ot kazde|ho wierneho krzeřtana a /
zwlafftie ot Slawne koru|ny zemie Cze-
řke, procz pa|nij krzeřtianřřtij, mieřta,
ry|tierzřtwo, genz řgu pod pořřluffen-
řtwim Otcze Swateho, a netoliko tij,
ale / wřřickni Czechove, biřkupowe, pre-
latowe, knie|zata, pani, rytierzřtwo,
zemane, mieřta, Sedlaczi / y wřřickni
k korunie prziřluffegicze, gyz negřu
po|winowati anij zawazani nizadnym
řlibem, prziřřahu, człowieczentřtwim ani
jakymzkoli poddanim a powinnosti
Girzikowi z podiebrad, niekdy krali /
Czeřkemu, A aby vnieli geho chytrych
wymluv / řie wyřřtrietczi a řwych
duřřij podle nieho nezawoditij.

„ad Titum capitulo ultimo“; Fol. 41 a oben „XXIII questio III.“; Fol. 42 a „Matthaeus XVIII“ und „XI questio tercia in capitulo ‚Nolite‘“; Fol. 42b unten „XV questio VI in capitulo ‚Auctoritatem‘“; Fol. 45 b „In capitulo ‚Excommunicatus‘“, questio „Audentes de hereticis“; „In capitulo ‚Cum contumacia‘ et in capitulo ‚Ut inquisitionis de hereticis libro VI.“ — Alle Marginalien sind mit rother Tinte geschrieben, nur kleinere Zusätze mit schwarzer Tinte.

In 22 Zeilen des Originals 23 Fehler und das gleich am Anfange! Dieses Beispiel enthebt mich, glaube ich, noch weiter die Paläographie zu verfolgen. Ich möchte nur noch auf die scharfsinnigen Bemerkungen Tob.'s hinweisen. Sogleich S. 13, Num. 1 bemerkt er, daß anstatt des jetzigen „saditi“ ursprünglich „sfaditi“ stand, daß das aber jetzt getilgt ist. In der That aber kommt das s in der ganzen Hs. niemals am Anfange des Wortes vor; es stand da unzweifelhaft „zfaditi“, wie man gleich aus der Zeile 18 an derselben Seite sehen kann. Das s ist bei Tob. sehr beliebt; er setzt es auch dort, wo gar kein Grund dazu vorhanden ist, z. B. S. 15. „poslal posly . . . k otei svatemu Pium“. Es handelt sich doch ganz deutlich um einen Latinitismus „mittere ad aliquem“, das so oft in Nationalsprachen des späteren Mittelalters vorkommt.

Ich möchte schließen: Tobolka's Ausgabe des Hilarius ist wegen ihrer paläographischen Unzuverlässigkeit für die Philologen unbrauchbar und den Historikern wegen ihres Editionsprincipes unlieb. Aus solchen Editionen hat daher Niemand einen Nutzen.

Adolf Lud. Krejčík.

Josef Fischer, Der sog. Schottwiener Vertrag vom J. 1600. Ein Beitrag zur österreichischen Haus- und Reichsgeschichte. Nach bisher unbenutzten Archivalien. (Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques, tenu à Fribourg (Suisse) du 16. au 20. août 1897.) Fribourg (Suisse) 1898. Imprimerie et librairie de l'oeuvre de Saint-Paul. 18 S. in fl. 8.

Der Verf. übergibt die Resultate seiner von uns schon mehrfach erwähnten Studien in kleineren Portionen der Oeffentlichkeit; sie dürfen gleichwohl von denen, die für die Genesis des „Bruderzwistes im Hause Habsburg“ sich interessiren, nicht außer Acht gelassen werden. Wir erfahren aus dem Innsbrucker Statthaltereiarchiv Manches, was Hurter und Stieve noch nicht bekannt war, auf denen die Darstellung im vierten Bande von Alf. Huber's Oesterreichischer Geschichte (1892) wesentlich beruht. Daß der Vf. seiner Forschungen halber auch mit den Prager Archivaren Director Köpl und Dvorsky (das böhmische Landesarchiv bewahrt die Gindely'schen Abschriften), ebenso mit dem Münchener Staatsarchiv sich in Verbindung gesetzt hat, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Ueber den abnormalen Gesundheitszustand des Kaisers Rudolf II. wurden die Erzherzoge Mathias, Max, Ferdinand durch vertraute Correspondenzen stets auf dem Laufenden erhalten. Als der Deutschmeister Max am 21. October 1600 von einer spanischen Reise nach Wiener-Neustadt zurückkehrte, fand er zwei Schreiben aus Prag vor, das eine geschrieben auf Veranlassung des Erzherzogs Mathias, das andere von dem Todfeinde dieses Erzherzogs, dem Obersten Rußworm, der damals das größte Vertrauen des Kaisers genoß. Mathias meldete aus Prag, daß er Rudolf „nit allain melancolisch“, sondern auch gegen alle Räte und Diener erzürnt angetroffen habe; Mathias selbst erschien ihm verdächtig. Diese und ähnliche Gedanken beunruhigten Rudolf Tag und Nacht, so daß er, „darfor nit essen noch schlafen“ konnte und sich „selbst Schaden thun“ wollte. Um keinen Preis war er zur Regelung der

Nachfolge, die er in ruhigen Augenblicken selbst „für pillich und nötig“ hielt, zu bewegen. Die „beheimlichen Landoffizier“ leisteten Mathias nicht die gewünschte Unterstützung. Ueberall rührten sich die Gegner des Hauses Habsburg; eben war, im Auftrage des Kurfürsten von der Pfalz, Christian von Anhalt in Wien eingetroffen, um verschiedenes auszukundschaften. Mathias bittet seinen Bruder Max, er möchte alsbald auf der Post nach Prag kommen. Er fürchtet allein mit dem Kaiser zu keinem Ende zu kommen. Auch den Erzherzog Ferdinand wünschte Mathias in Prag zu sehen.

Der Oberst Ruzwurm theilte mit, es sei dem Kaiser vor einigen Tagen von glaubwürdiger Seite vorgetragen worden, Maximilian habe „nach der roemischen Kron gebracht und derowegen mit den Unhr- und Fürsten des Reichs heimlichen practicirt“, auch die Reise nach Spanien wurde so geedeutet. Daraufhin sandte Erzherzog Max seinen Vertrauten Marquardt von Eck „in der Still und Geheimb“ auf der Post nach Graz, um mit Erzherzog Ferdinand und dessen energischer Mutter Berathung zu pflegen, während er gleichzeitig beim Kaiser um die Erlaubniß bat, ihn demnächst auf der Reise nach Mergentheim in Prag begrüßen zu dürfen, um wegen dem „ungleichen Verdacht“ des Practicirens solche Satisfaction zu geben, daß der Kaiser mit ihm „allernädigst zufrieden“ sein werde.

Unterdessen waren auch an den Hof von Graz alarmirende Berichte über das Befinden des Kaisers eingelaufen. Verfolgungswahn und Selbstmordgedanken hätten sich eingestellt. „Die Capuziner kann man gar nit leiden, man wolt gern ir Gebet für ein Zauberei halten. Die Meß hat auch viel Anfechtung. Gar durch die Klaiden empfindt (der Kaiser), wer ein Crucifix oder Heiligthumb am Hals tregt.“ Kurzum, alles zusammengefaßt: „Sein augenscheinliche Sachen des pesen Feindts“.

Besonders energisch sprach sich unter diesen Umständen die Mutter Ferdinands, die bairische Marie, in einem eigenhändigen Schreiben vom 29. Oct. 1600 an den Deutschmeister aus. Sie lobt den Erzherzog Mathias, weil er den 3 (geistlichen) Cursfürsten und dem von Sachsen geschrieben hatte. Doch meinte sie, am besten sei es, zu versuchen, ihren Bruder, den Cursfürsten von Köln „gen Prag (zu) bringen“, damit er dem Kaiser „recht zuespreche“. Sollte die Güte nicht helfen, „so möcht man halt die Scherfe pranchen“, denn des Kaisers wegen dürfe „das Haus Oesterreich nit verderben“. Je mehr man Rudolf recht gebe, um so „nbler wierdts werdten“. Sie hält für gewiß, man müsse „ein Gewalt mit ihr Mt. pranchen und derselben helfen“. Womit erwiesen ist, daß auch in Graz die Nachfolgefrage schon seit geraumer Zeit erwogen wurde, was man bisher nicht wußte.

Unterdessen hatte Mathias, dem in Prag nicht wohl war, am 24. October 1600 die Hauptstadt verlassen; hingegen Max vom Kaiser ein freundliches Schreiben empfang, daß er nicht sogleich aber „über ain Monat“ in Prag willkommen sei, worauf er die Reise von Wiener Neustadt nach Mergentheim antrat. In Wien hatten die beiden genannten Erzherzoge eine Unterredung (3. bis 7. November 1600), der am 21. November zu Schottwien eine Zusammenkunft von Mathias und Ferdinand folgte. Bisher hatte man angenommen, daß alle drei Erzherzoge hier zusammengekommen seien, was vielleicht, nach den Berichten des Grazer Nuntius Portia an den Münchener Hof zu schließen, ursprünglich in Aussicht genommen war. Die Verhandlung wurde, namentlich so weit sie sich auf die Nachfolgefrage bezog, strenge geheim gehalten; was man bisher als das Resultat derselben angesehen hat, stellt sich nunmehr als die Proposition dar, mit der Mathias an Ferdinand herantrat. Es

wurde zunächst der Gedanke der Erzherzogin-Witwe Marie, ihren Bruder zu einer Reise nach Prag zu vermögen, durchzuführen gesucht. Aber so wenig Mathias Courage zeigte, weswegen er lieber andere für sich handeln ließ, ebensovienig der Cursfürst Ernst von Köln oder einer der übrigen geistlichen Cursfürsten; als der Kölner das Jahr darauf wirklich nach Prag kam, wagte er mit dem Kaiser nur über Alchemie und ähnliche Dinge zu reden. Alle fürchteten sich vor Rudolf, der von den Dingen, die vorgingen, immer wieder Nachricht erhielt; auch Erzherzog Maximilian, der Anfangs 1601 in Prag anlangte, richtete mit seinen Vorstellungen nichts aus, ebenso wenig der spanische Gesandte und der Nuntius. Es ist bemerkenswerth, daß schon damals von dem großen „Blutbad“ die Rede ist, das aus der „Zerrittigkeit und Discrepanz in Deutschland“ entstehen würde; die extremen Parteien rüsteten sich, um aus diesen Zuständen zu profitiren.

G.

Neuwirth Josef Dr.: Das Münster zu Ulm. S. 24 mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen im Text. Folio.

Der vorliegende Aufsatz bildet das 12. Heft des Werkes „Die Baukunst“, das im Verlage von W. Spemann (Berlin und Stuttgart) erscheint, für welches derselbe Verfasser im 2. Hefte den „Dom zu Prag“ bearbeitet hat. Wir verweisen in Bezug auf diese vortreffliche, unter der Leitung von H. Bormann und H. Grans veranstaltete Folge von Abhandlungen über die großartigsten Werke der Architektur aller Zeiten auf das, was wir bereits bei Besprechung des zweiten Heftes gesagt haben (Jahrg. XXXVI, Beilage S. 43). Mit derselben Liebe und Begeisterung, wie die einheimischen Denkmale, schildert Neuwirth die Geschichte dieses Münsters, würdigt die architektonische Feinheit der Anlage und Durchführung und fügt mit dieser Studie ein neues Glied in die Reihe seiner Arbeiten über die Gothik. Für Böhmen hat aber das Ulmer Münster noch eine ganz besondere Bedeutung. Steht nämlich die Entwicklung der Gothik in der karolinischen Zeit ganz entschieden unter deutschem Einflusse durch die ganz hervorragende Thätigkeit des Dombaumeisters Peter Parler von Gmünd, so hat andererseits Böhmen in der späteren Zeit tüchtige Baumeister, die aus dieser Schule entstammen, nach den verschiedensten Gegenden abgegeben. Und erst in der allerneuesten Zeit ist der Beweis dafür erbracht worden, daß an dem Bau des Ulmer Münsters in Prag geschulte Architekten, Mitglieber der Parlerfamilie, theilhaftig waren. „Als die ersten Leiter des Baues, welche an der Grundsteinlegung im Jahre 1377 bis 1387 thätig waren, sind in der Münsterbaurechnung von 1387 ein schon 1386 verstorbener Meister Heinrich, der ihm nur kurze Zeit folgende, aber noch lebende Meister Michel und der wohl erst 1387 bestellte Meister Heinrich genannt. Einen derselben darf man mit Beziehung auf einen Ende December 1897 gemachten Fund wohl als Angehörigen der berühmten Parlerfamilie deuten, deren Thätigkeit von Gmünd in Schwaben ausgeht. Ein im nördlichen Seitenschiffe ausgegrabener Grabstein, der 2 m lang, 0'9 m breit und 0'3 m dick ist, leider aber keine Inschrift hat, bietet oben und an beiden Schmalseiten das gleiche Wappen (abgebildet Fig. 13). Der doppelt gebrochene Winkelhaken des Wappenschildes stimmt mit dem Wertzeichen des weit bekannten Prager Dombaumeisters Peter Parler von Gmünd überein. Zwei hammerartige Steinbauerwerkzeuge, welche systematisch neben dem Stamme des auf den:

Bogensims stehenden Kreuzes zugeordnet sind, deuten darauf hin, daß es sich um den Grabstein eines Steinmeßers handle, der zu dem Münster in nahen Beziehungen stand. Da Michael Parler nur bis 1383 in Prag blieb, so ist es nach dem Grabstein, der ein Mitgliedern seiner Familie geläufiges Zeichen anzeigt, nicht unwahrscheinlich, daß dieser Meister eine Zeit lang in Ulm arbeitete, mit dem 1386 kurze Zeit den Münsterbau leitenden Meister Michel identisch war, in Ulm starb und im Münster begraben wurde.“ (S. 10.) Und der ihm folgende Meister Heinrich kann identisch sein mit Heinrich von Gmünd, dem Baumeister des Markgrafen von Mähren, oder aber mit dem deutschen Meister, der beim Mailänder Dombau zu Rathe gezogen wurde, in Ulm aber nur bis 1391 thätig war. So zieht die Parlerfrage immer weitere Kreise, welche die Wechselbeziehungen auf dem Kunstgebiete zur Zeit der Gothik nach und aus Böhmen aufdecken. Wir empfehlen die Studie über Ulm, die mit trefflichen Bildern ausgestattet ist, jedem Freunde mittelalterlicher Kunst auf das Wärmste.

Barvitiuſ Victor: Die ersten fünf und zwanzig Jahre des St. Lucas-Vereines und Rückblicke auf frühere Vereinigungen der bildenden Künstler in Prag 1348—1895. Prag. Haase. 1896. S. 44.

Der Cassier des St. Lucas-Vereines und frühere Director der Gemäldegallerie im Rudolphinum Herr Victor Barvitiuſ hat diese Festschrift verfaßt, die dadurch an Interesse gewinnt, weil sie alle Versuche der Malervereinigungen in Prag von der Begründung der Malerzuche (1348) bis zum Jahre 1895 in Kürze berührt. Der Verfasser hat sich bei seiner Vorliebe für die Geschichte der Kunst in Böhmen mit den schriftlichen Quellen sehr vertraut gemacht, bringt für die ältere Zeit, insbesondere für das XVI—XVIII. Jahrhundert eine Reihe bisher unbekannter Acten, doch fließt ihm am reichlichsten das Materiale für das XIX. Jahrhundert zu. Als Gallerie-Director, durch seinen langjährigen Aufenthalt in Prag und durch den regen immerwährenden Verkehr mit den Künstlern Böhmens, kennt er alle Regungen auf das Genaueste, welche insbesondere seit den dreißiger Jahren ausgingen, um durch Ausstellungen und Künstlervereinigungen die materielle Lage, aber auch die Schaffensfreudigkeit und eine wahre höhere Ausbildung der Künstler zu fördern. Hier spricht aus ihm der Mann der Erfahrung, der überall aus dem Selbsterlebten schöpft. Sodann übergeht er zur Schilderung des St. Lucas-Vereines, was dieser erstrebt und was er in den 25 Jahren geleistet hat. Uns freut es, daß der Verfasser zu dem Resultate kommt: „Das Ziel des St. Lucas-Vereines fand nicht nur bei den ausübenden Künstlern, in deren Interesse er gegründet wurde, sondern auch bei den selbstlosen Kunstfreunden — bei den altbewährten wie auch bei den neu auflebenden — ungetheilten Beifall und werththätige Förderung.“ Möge der Verein auf der Grundlage und bei den Tendenzen, die ihn ins Leben gerufen, auch in Zukunft blühen und stark werden.

Dr. A. Horčíka.

Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren von Moriz Edlen von Angeli, k. u. k. Oberst. Stuttgart 1900. Cotta's Nachf. 8°. 378 S.

Drei Episoden aus den Anfängen seiner militärischen Laufbahn schildert uns der Verf. Episoden, die sämmtliche das höchste Interesse des Lesers erwecken; sie enthalten Dinge, die gewöhnlich seitab von der Heerstraße historischer Forschung liegen, gerade aber als Ergänzung dazu von nicht geringer Wichtigkeit sind.

Der erste Theil führt in die Zeiten des Krimkriegs, da die Oesterreicher als Nachfolger der Russen die Donaufürstenthümer besetzt hielten. Verf. führte sein Schicksal nach Kassy; er schildert die Zustände daselbst ebenso plastisch, wie er über die eigenthümliche Stellung der Oesterreicher in diesen occupirten Provinzen Interessantes zu erzählen weiß. So über das einheimische Militär (S. 44): „so diente es zu unserer großen Erheiterung, wenn bei Regenwetter eine moldauische Abtheilung durch die Ulica mare marschirte: die Gewehre ‚verdeckt‘ unter dem Arm, die Schöpfe des langen Mantels hochgeschürzt mit beiden Händen tragend, so daß bis zum Knie die nicht immer blühend weiße Unterhose sichtbar war, an der Tête aber der führende Officier mit aufgestülpter Hose — den aufgespannten Regenschirm in der Hand“. Oder wenn der Verf. erzählt, daß die österr. Behörden ein gutes Einvernehmen mit den einheimischen Kreisen dadurch herzustellen suchten, daß den Frauen der Officiere verboten ward, ihre Männer in die neuen Garnisonen zu begleiten, dagegen es deutlich vermerkt wurde, man würde es gerne sehen, wenn ledige Officiere durch Heirat mit den Töchtern des Landes zur engeren Verbindung der Moldau mit Oesterreich beitragen wollten. Diese Hoffnungen sind aber nur in bescheidenstem Maße in Erfüllung gegangen, wie überhaupt die Situation der Oesterreicher den Eingeborenen gegenüber keine beneidenswerthe war, besonders da sie durchaus nicht über die pecuniären Mittel verfügten, um jenen zu imponiren, wie es die Russen gethan hatten. Mit Freuden vernahmen daher unsere Truppen die kais. Ordre, die sie im Frühjahr 1857 aus den Donauländern heim berief.

Nach einem kurzen Stillleben in Peterwardein und Prag (man beachte da seine Bemerkungen über das Lorenz-Gewehr S. 174—176; auch darüber noch S. 257 bis 258) wird Verf. in den italienischen Krieg von 1859 hineingesandt. Durch Sachsen und Baiern geht es an den Kriegsschauplatz — ein Triumphzug, bei dem sich die Officiere manchmal banger Ahnungen, daß sie solche Ehrung unverdient genossen, nicht entschlagen konnten.

Auch hier erfahren wir interessante Episoden (z. B. über die angebliche Sprengung der Eisenbahnbrücke über den Ticino am 2. Juni, S. 191 ff.) — über die Odyssee des Verf., um mit seinem Zuge nach der Schlacht von Magenta sein Regiment wieder zu erreichen (S. 203 ff.).

Von allen drei interessanten Abschnitten der interessanteste scheint dem Ref. der letzte zu sein, der während der polnischen Revolution von 1863—64 spielt. Verf., bereits Hauptmann geworden, erhält da den Auftrag, an verschiedenen Stellen die österr. Grenze gegen das Ueberschreiten der aufständischen Polen von Rußland her zu schützen und andererseits das Ueber-die-Grenze-gehen der österr. Polen gleichfalls zu hindern. Wie das gemacht wurde, beleuchtet die einzige Angabe des Verf. (S. 255), daß beispielsweise die Strecke von Belzec bis Boranie Peretocki — 75 Kilom. — durch eine Comp. von 80 Mann und von einigen Zügen Hujaren hermetisch abgeschlossen wurde. Was er dann über den militärischen Werth dieser Insurrection sowie

über die gesellschaftlichen Verhältnisse des damaligen österr. Polens aus eigener scharfer, dabei durchaus objectiver Wahrnehmung zu erzählen weiß, verdiente eingehendere Würdigung, als es in dieser speciell böhmischen Verhältnissen gewidmeten Zeitschrift möglich ist. Man legt das Buch aus der Hand mit der Empfindung, sehr werthvolle, schwer zu erlangende Aufschlüsse bekommen und sich dabei ausgezeichnet unterhalten zu haben (s. z. B. die köstliche Episode über die patriotische Insurgentin S. 321 ff.).

O. Weber.

Gustav Zahn, Aus der Tirolerschule (zu Zillertal im Riesengebirge) in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens. Jubiläumsschrift enthaltend Lebens- und Todesbilder aus der kleinen und großen Welt. Hirschberg (in Schlesien) 1894.

Mit Kaiser Ferdinand II. begann für die Habsburgischen Länder eine neue Periode; wie er als Beherrscher der innerösterreichischen Erblande durch die Vertreibung der protestantischen Bewohner sich als gelehriger Schüler der Ingolstädter Studienanstalten erwiesen hatte, so setzte er es später in Böhmen fort, welches Land er seinen Generalen und Ministern als Bente überantwortete, während die Jesuiten den Cultus und Unterricht übernahmen. Ferdinand arbeitete (wie schon die Zeitgenossen urtheilten) nicht sowohl für den Staat und seine Unterthanen, als mit nicht zu ermüdender Freigebigkeit für Andere, was bis auf den heutigen Tag nachwirkt.

Gingegen suchten die Habsburger des 18. Jahrhunderts, die unter dem Einflusse der Aufklärung standen, die Bevölkerung möglichst zu heben, namentlich auch das Schulwesen und die allgemeine Bildung auf die Höhe der Zeit zu bringen. Unser größter Regent, die Kaiserin Maria Theresia, las mit Begierde den historisch-politischen „Briefwechsel“ des Göttinger Professors Aug. Ludwig Schlözer; und als dieser im J. 1782 mit seiner gelehrten Tochter Dorothea über Tirol nach Italien reiste, ertheilte ihm die juridische Facultät in Innsbruck den Doctorgrad honoris causa, während der Bischof von Brigen es sich zur hohen Ehre schätzte, ihn bewirthen zu können.

Zwei Menschenalter später ein anderes Bild. Der Schweizer Friedrich Hurter, der den Papst Innocenz III. in einem vierbändigen Werke verherrlicht und darob seine Stellung als Antistes der protestantischen Kirche zu Schaffhausen verloren hatte, kam als Convertit eingeladen vom Fürsten Metternich und begünstigt von der Frau Erzherzogin Sophie nach Wien, wo er 1845 zum Hofrath und k. k. Historiographen mit festem Gehalt ernannt und beauftragt wurde, die Geschichte Kaiser Ferdinands II. zu schreiben; was er in einem elfbändigen Werke gewissenhaft zur Ausführung brachte.

Das heißt: Die Tradition Josephs II. wurde durch die Ferdinands II. in den Schatten gestellt.

Wenige Jahre vorher (1837) hatte man vierhundert Bewohner des hinteren Zillertales (aus den Seelsorgsbezirken Zell, Mairhofen, Brandberg, Hippach, Finken-berg) genöthigt, ihre Heimat zu verlassen, weil sie nicht katholisch sein wollten, sondern die allerdings etwas unklaren Traditionen aus der Zeit der Reformation und der

Wibertäuferei (die in Tirol starke Verbreitung hatte) nunmehr dem evangelischen Glauben zu accomodiren beflissen waren. Mit Rücksicht auf die Gesetzgebung aus der Zeit der Gegenreformation wurde diesen Katholiken der Aufenthalt im Lande untersagt; die Berufung auf das Toleranzpatent Josephs II. ließ man nicht gelten, indem darauf hingewiesen wurde, daß dieser Kaiser die Proselytenmacherei auch nicht geduldet habe u. s. w. Vergebens bemühte sich der jugendliche Erzbischof von Salzburg, Fürst Schwarzenberg (nachher in Prag), zu dessen Sprengel die Orte am rechten Ufer der Ziller gehörten, in anerkannt wohlwollender Weise die unter der Führung des Schusters Fleidl stehenden Dissidenten umzustimmen. Die religiöse Erregung, durch frühere Persecutionen und durch das widerspruchsvolle Benehmen der Obrigkeit entfacht, wurde schließlich durch ausländische Einflüsse weiter gefördert, und so erfolgte unter Vermittlung des preussischen Hospredigers Strauß der Exodus über Linz durch Böhmen nach Preussisch-Schlesien. König Friedrich Wilhelm III. hatte die Domaine bei Erdmannsdorf zur Vertheilung an die Auswanderer bestimmt (wie 1732 die aus ähnlichen Beweggründen angetriebenen Salzburger nach Preussisch-Lithauen verpflanzt worden waren); hier am Fuße der Schneekoppe wurde ein neues „Zillerthal“ begründet. Dieses Ereigniß hat seine Bedeutung für die Tiroler Geschichte des 19. Jahrhunderts, worüber die tirolische Literatur, die poetische wie die prosaische, Aufschluß bietet; für die Einzelheiten vergleiche man Gustav von Gasterger, Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol, actenmäßig dargestellt (Meran 1892). Uns interessieren hier nur die Nachwirkungen, welche die Ansiedlung der Zillerthaler in der Nähe von Böhmen hatte. Dieselben wurden dem preussischen staatlichen und kirchlichen Organismus einverleibt, so daß sie im Laufe der Zeit ganz gute Preußen wurden, als welche ihre Wehrpflichtigen die Kriege von 1864, 1866, 1870 mitgemacht haben. Der Lehrer von „Zillerthal“, Hr. Gustav Hahn, führte über alle Vorkommnisse genaue Chronik, er gibt Aufschluß über den Transformationsproceß dieser Leute, die im J. 1887 (damals 638 Köpfe stark) die fünfzigjährige Gedenkfeier ihrer Einwanderung mit der Enthüllung eines Denkmals für ihren Führer Fleidl begingen, wobei eine von Hrn. Hahn gedichtete Hymne nach der Melodie: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr zc.“ gesungen wurde. Hr. Hahn, der seit 1852 über 40 Jahre lang der Zillerthaler Schule vorstand, ließ überhaupt bis zu seinem 1894 erfolgten Tode keine Gelegenheit vorübergehen, um Gedenktage zu feiern, zu denen er das Festgedicht verfaßte; so (und das geht allerdings uns an) 1866 „Den tapfern Kriegern zur Erinnerung an die Kämpfe und Siege bei Nachod, Skalitz, Königgrätz zc.“ Damals führte Lehrer Hahn wiederholt eine Verpflegscolonne von Erdmannsdorf nach Böhmen, worüber in dem vorliegenden Buche interessante Mittheilungen gemacht werden. Man kam dabei nach Trautenu, wo einige Tage vorher gekämpft worden war; der alte Wrangel schickte sich eben an von hier dem Kriegsschauplatz zuzureiten; es waren auch zahlreiche gefangene Oesterreicher da; das Verhalten der civilen Bevölkerung wird charakterisirt. Wir hören, daß auf der Schneekoppe Viele sowohl von der preussischen, wie von der österreichischen Seite auf den Kanonendonner aus der Gegend von Trautenu horchten, wobei die böhmischen Leute jammernd ausriefen: „Jesus Maria, nichts wie Himmel und Preußen!“ Auch von der Schlacht bei Königgrätz aus ist der Kanonendonner hier gehört worden. Auf seinem zweiten Zuge kam Hahn nach Horitz (wie er schreibt) nahe dem Schlachtfeld von Königgrätz, von wo er 108 verwundete Preußen mitnahm; wie denn die „Zillerthaler“ in diesen Zeiten mit ihren Fuhrwerken viel in Anspruch genommen

wurden. Die Verpflegung im Lazareth von Erdmannsdorf wird geschildert und manche Erzählung der Verwundeten zum Besten gegeben. Ueber die Schicksale einzelner Zillerthaler Combattanten berichtete Hr. Hahn bereits in einem früheren Buche: „Die Zillerthaler im Riesengebirge“ (Schmiedeberg i. R. 1887). Es macht einen merkwürdigen Eindruck, wenn man diese Dinge liest und sich nebenbei etwa erinnert, daß ein Heinrich von Treitschke der Abkömmling von böhmischen Emigranten war, also jeder Exodas nicht nur an und für sich das Ausland verstärkte, sondern auch der einstigen Heimat und ihren Herrschern nicht zu unterschätzende Gegner schuf.

—u.—

Helbig Julius: Evangelische Geistliche und Schulmänner in und aus der Herrschaft Friedland während der Zeit der Reformation und Gegenreformation. Separat-Abdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin. Band LXXV. S. 18.

Es sind im ganzen 120 Männer, deren Thätigkeit auf dem Gebiete der Herrschaft Friedland der Verfasser nachweisen kann. Viele von ihnen wirkten in der Reformationszeit und gehörte der größte Theil der Bevölkerung daselbst dem evangelischen Glauben an. Im Jahre 1583 fand in Friedland eine Conferenz sämmtlicher Pfarrer statt, in der eine allgemein bindende Kirchenordnung für den Umfang der Herrschaften Friedland, Seidenberg und Reichenberg vereinbart wurde, die auch die Bestätigung des Grundherrn und Kirchenpatrons Melchior Freiherrn von Rädern erhielt, der auch in Friedland eine Superintendentur errichtete, um die Einigkeit der Lutheraner gegen den Calvinismus zu erhalten und zu festigen. Viele der genannten Geistlichen haben die Standhaftigkeit im Glauben und das Festhalten an der religiösen Ueberzeugung 1624 mit Entfernung aus dem Amte und Verbannung aus dem Lande gebüßt. Sie gingen bis auf wenige Ausnahmen in die Lausitz ins Exil. Die fleißige Studie Helbigs ist reich an vielen interessanten biographischen Daten der einzelnen Geistlichen.

Marian, H. M. Dr.: Die Stadt Aussig während des dreißigjährigen Krieges. Separat-Abdruck aus den Mittheilungen des nordböhm. Excursions-Clubs. B. XXII. S. 209—232. S. 24.

Eine sehr dankenswerthe Arbeit, welche die Werke von Sonnenwend, Föbisch und die Bezirkskunde von Moißl, welche diese Zeit nur im Allgemeinen streifen, wesentlich ergänzt. Das Materiale ist ausschließlich aus dem Stadtarchiv geschöpft und zwar aus den Akten, dem Memorabilienbuch von 1625—1652, dem Tercium Protocollum (ab a. 1634), dem Memorabilienbuch Nr. I von 1603—1722 und der Geschichte des Aussiger Schießstandvereines. Die wichtigeren Stücke sind vollständig abgedruckt, von den übrigen ist ein ausführliches Regest mitgetheilt. Die Stadt hatte, weil sie gegen die sächsische Grenze zu gelegen ist, durch die Einfälle der Sachsen und Schweden sehr zu leiden und hohe Contributionen zu zahlen.

Helbig Julius: Gerlachsheim im Winkel. Separat-Abdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin, Band LXXIV. S. 5.

Gerlachsheim (Niedergerlachsheim, Winkelhof) gehörte zur Herrschaft Friedland. Die geschichtlichen Daten darüber gibt Helbig auf Grund der Eintragung in den alten Lehensbüchern der Herrschaft Friedland von 1549 bis 1816, bis es im Juni dieses Jahres mit Günthersdorf, welche bisher Enclaven im preussischen Besitze waren, endgiltig an Preußen abgetreten wurde. Im Anschluß daran folgt eine interessante Beschreibung des Niedergutes Gerlachsheim aus dem Jahre 1621 von Georg von Döbschitz.

Schmidt Valentin Dr.: Braubetrieb und Brunnstätten in Südböhmen. Prag 1900. Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. S. 134.

Das vorliegende Buch erschien als Separatausgabe der Artikel „Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Deutschen in Südböhmen. IV. Zur Geschichte des Brauwesens in Südböhmen“ aus den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen Jahrg. XXXVIII, S. 6—56, 162—197 und 287—336 in der Absicht, daß denjenigen Lesern, welche für die Geschichte des Brauwesens in Böhmen Interesse haben, sowie auch Nichtmitgliedern des Vereines, dieser für die Volkswirtschaft wichtige Aufsatz im Zusammenhange leicht handlich zu Gebote stehe. Wir müssen uns an diesem Orte leider nur damit begnügen, auf das Erscheinen des Buches aufmerksam zu machen.

Sperl August: Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung. München. Beck. 1900. 3. Auflage. 2 Bände.

Der vorliegende historische Roman, den der Verfasser einfach eine Dichtung nennt, wurde in seiner ersten Auflage von einer sachkundigen Hand in diesen Blättern eingehend besprochen und gewürdigt (Jahrg. XXXV, Beilage S. 88—94). Prof. H. Lambel hat in sehr anerkennender Weise sich über dieses Werk August Sperls ausgesprochen. Eine seltene Reinheit des epischen Stiles, die kaum noch strenger durchgeführt sein könnte (S. 92), muß er ihm nachrühmen. Da die neue dritte Auflage doch nur mit ganz geringen Aenderungen der Neuauflage der zweiten Auflage ist, so genügt es, wenn die Leser auf die Besprechung Lambels verwiesen werden, der seine Ansicht darüber in den Worten zusammenfaßt: Und im Grunde lohnt es sich doch wohl überhaupt nur, solche Bücher einmal zu lesen, die man mit Genuß und Gewinn wieder und wieder lesen kann (S. 94). Indem ich mich diesem Urtheile in allem anschließe, so empfehle ich die Lectüre dieses Romans insbesondere jenen Kreisen, welche ein größeres Interesse für die culturelle Entwicklung Böhmens im XIII. Jahrhunderte haben, zu der Zeit, als das Land seine größte politische Bedeutung unter Ottokar II. erreichte; aber auch sein Fall und die schwache Regierung seines Sohnes Wenzels II. werden uns vorgeführt, von dem Dante so trefflich berichtet:

Ottachero ebbe nome, e nelle fasce
Fu meglio assai che Vinsislao suo figlio
Barbuto, cui lassuria ed ozio pasee.

Ist König Ottokar II., namentlich Jarmisch von Falkenstein, Königin Kunikunde u. a. nicht immer historisch trennend geschildert — dazu hat doch der Dichter das Recht — so ist andererseits der Geist der damaligen Zeit genau charakterisirt: Das Leben auf den Burgen und in der Stadt Prag, das Arbeiten der armen Lyoner (Waldbenser), die nationalen Gegensätze im Adel, in der Geistlichkeit und der Bevölkerung sind prächtig hervorgehoben. Sie beruhen auf gebiegenen Studien insbesondere der böhmischen Geschichtsquellen des XIII. Jahrhunderts und sind so fesselnd geschildert, daß sich der Leser leicht in jene bewegten Zeiten im Geiste versetzen kann, die stellenweise ganz an die gegenwärtigen Verhältnisse in Böhmen anklängen. Nicht weniger genau sind die örtlichen Schilderungen, die der Verfasser jedenfalls auf Grund eigener Anschauung dieser Gegenden darstellt. Es ist daher der vorliegende Roman, was Inhalt und Form betrifft, eine der wenigen poetischen Arbeiten dieser Art aus der neuesten Zeit, die man jedermann auf das Beste empfehlen kann. — In den Anmerkungen, dem Anhang zum zweiten Band (S. 316—334), sind Erklärungen einzelner technischer Ausdrücke, das Verzeichniß der vom Verfasser benützten Quellen und Hilfsmittel, aber auch S. 319 und 320 ein kleiner Exkurs über die deutsche Abstammung der Witigonen enthalten. Dieser ist der kurze Auszug aus dem Aufsatz seines Vaters Heinrich Sperl, der in diesem Hefte der Mittheilungen abgedruckt ist. Derselbe schließt mit den Worten: Die Tschechen freilich werden nach wie vor dieses berühmteste deutsch-böhmische Geschlecht für sich reclamiren — wenn auch schon im Jahre 1282 die Blutsverwandtschaft zwischen den Habsburgern und Rosenbergnern urkundlich bezeugt worden ist, wenn auch schon im XIII. Jahrhundert der tschechische Reimchronist Dalimil (Capitel 58 der mittelhochdeutschen Uebersetzung) die Witigonen als fremde Eindringlinge bezeichnet und seinen Aerger über das Ausflühen der Rose unzweideutigen Ausdruck verleiht, und wenn auch die Witigonen selbst, die den Böhmerwald germanisirt hatten und der tschechisch-husitischen Bewegung schroff entgegen getreten waren, sich nie für Tschechen ausgegeben haben. Mit demselben Rechte könnte aber vielleicht in dreihundert Jahren irgend ein tschechischer Historiker die tschechische Herkunft des urdeutschen Geschlechts der Schwarzenberge zu beweisen versuchen. — Für das rege Interesse, das die Leser der Dichtung August Sperls entgegen bringen, spricht doch am besten die Thatsache, daß sie innerhalb 4 Jahren die dritte Auflage erlebte.

Wertheimer Eduard: Der Geschichtsprofessor in Kostands „V'Agilon“.
 Neue Freie Presse. 1900. März 27.

Hat der Dichter das Recht, historische Thatfachen so umzuwandeln, wie es ihm für seine Zwecke paßt, so hat er doch nicht das Recht, einen als rechtschaffen bekannten Mann um seinen guten Ruf zu bringen, ihn förmlich zu einer niedrigen, verächtlichen Seele umzuwandeln, wie es Kostand gegenüber Baron Obenaus, dem Geschichtslehrer des Herzogs von Reichstadt, unternimmt, nur in der Absicht, um in der Scene zwischen dem Herzog und seinem Lehrer einen wirklichen Effect zu erzielen. Wertheimer tritt dieser absichtlichen Entstellung der Verdienste Obenaus entgegen und veröffentlicht zum ersten Male die äußerst interessante Denkschrift, die Obenaus am 18. Januar 1831 für Kaiser Franz niederschrieb, aus welcher der Leser allerdings ein ganz anderes Urtheil

schöpfen muß, als der französische Dichter gewonnen hat. Wertheimer wird in seinem demnächst erscheinenden Buche „Der Herzog von Reichstadt“ noch ausführlichere Gelegenheit finden, ein objectives Bild über diesen Fürsten und seine Umgebung zu entwerfen.

Dr. A. Horčíka.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Friedrich Adler, Moderne Lyrik. Haerpfers Verlag. Druck von A. Haase.

Der geistvolle Dichter spricht in diesem Schriftchen über die moderne Lyrik und ihre Vernachlässigung von Seite des Publicums. Er fragt um die Ursache und hält den Mangel an Sammlung, der sich heute der Kunst gegenüber allgemein geltend macht, für die Hauptinstanz. Unter „moderne Lyrik“ will Adler nicht etwa die Werke der bekannten, in der letzten Zeit aufgetretenen Dichter, sondern diejenigen verstehen, welche den Inhalt unserer gegenwärtigen Zeit in ihren Gedanken und Gefühlen wiedergeben. Zu diesen Stimmungen gehören gewisse Gedankenkreise, deren Ausdruck ein Hauptthema moderner Lyrik ist.

So tönt durch die Lyrik unserer Tage der pessimistische Gedanke an den Tod, jener unbedingten Nothwendigkeit. Fitger und Drannor besungen ihn, auch Herold hat in einem meisterhaften Gedicht dieses düstere Mysterium großartig besungen. Ebenso ist es das „Mitleid“, dem in zahlreichen Gedichten Ausdruck verliehen wird (Mánek, Rapisardi, Uda Negri, Ferdinand von Saar). Der Drang nach dem vollen Genusse des Lebens (Carducci), das zarte Stimmungsbild für die Natur und leisen Regungen der Psyche (C. Ferd. Meyer, Brchlich, Arno Holz); die Symboliker (Dehmelt, Dauthendey). An der Spitze der modernen Lyrik steht für Adler Giosue Carducci, am nächsten steht ihm Rapisardi. Stecchetti (Guerrini), Arturo Graf, Gabriele d'Annunzio, Leconte de Lisle, Coppée, Paul Valéry werden mit tiefem Verständniß charakterisirt. Ebenso Algernon Swinburne, Rudyard Kipling, Walt Whitmann, Holger Drachmann, Henrik Ibsen. Zuletzt charakterisirt Adler noch die deutsche Lyrik, Jensen, Storm, Fontane, Saar, Hendell, Julius Hart und Arno Holz, dann die Oesterreicher David, Salus, Herold. Ausgezeichnete Proben von Dichtungen der modernen Lyrik ergänzen und belegen Adlers Urtheil. Ein Dichter von Adlers Vorzügen hat mit diesem geistvollen Vortrag nicht nur das innige Verständniß der modernen Lyrik der Culturwelt erwiesen, er hat auch für die Poetik der Lyrik und ihre heutige Stellung in der Kunst das Richtige ausgesprochen.

Zweck aller Dichtung, sagt Adler, ist die Erregung des Gefühls, die Lyrik bietet das Gefühl selbst in aller seiner Reinheit. Hier wäre wohl noch hinzuzufügen „durch Darstellung eines von Gefühlen erfüllten, somit seelenvollen Realen“.

Es ist dieser Vortrag eine wahre Perle der höchst verdienstvollen Sammlung.

Chevalier.

